1,60 DM / Band 98
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Ryder Delgado

Druidenzauber

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- I. m. / Spanien P 80



Druidenzauber

Damona King Nr. 98

Teil 1/4

von Martin Eisele

erschienen am 15.11.1982

Druidenzauber

An diesem gespenstischen Abend sollte die alte Hexe Flora Blavatsky ihre furchtbaren Todesahnungen zum letzten Mal haben! Sie saß in ihrer kleinen Kate vor dem offenen Kamin. Ihr massiger Körper war angespannt nach vorn gebeugt, die derben Hände ruhten auf den Lehnen des roh zusammengezimmerten Stuhles und zitterten. Flora starrte ins Feuer. Heftig loderten die Flammen und warfen grelle, bizarre Flecken auf das runzlige Gesicht der weißhaarigen Frau und erhellten die von Staub und Spinnweben erfüllte Hütte. Die Flammen zeigten Flora ihren Tod.

Alles war genauso, wie sie es auch aus den Knochenrunen gelesen hatte. Ein Fremder kam. Sturmwind umtoste ihn und verstärkte die gespenstische Kälte noch, die er ohnehin schon ausstrahlte. Ein Mann, dessen linker Arm sowie die Hand nur mehr aus fahlen Knochen und Sehnen bestanden.

Zarangar, Asmodis' Vertrauter! Zarangar, der Mensch-Teufel!

»Du wirst es tun, elende Alte«, knurrte der Unheimliche mit einem gemeinen Grinsen. »Du wirst für mich den Kontakt mit dem Satan herstellen…«

Da hieß es immer, alte Leute hätten keine Angst vor dem Tod!
Sie war alt, ja, sogar sehr alt, achtundneunzig Jahre, doch sie hatte Angst. Fürchterliche Angst. Daß sie wußte, wie ihr Tod aussah, was für ein grausiges Schicksal ihr bevorstand, das machte es um so vieles schlimmer.
Mit einem hastigen Keuchen riß sie sich von den mörderischen Bildern los, die ihr die Flammen vorgaukelten. Sie ließ sich gegen die Stuhllehne zurücksinken, atmete heftig. Ihr Herz klopfte, daß sie meinte, es würde ihren Brustkorb sprengen. Sie fühlte sich wie ein gehetztes Wild, das jetzt von den unbarmherzigen Jägern endgültig in die Falle getrieben worden war. Auf das man bereits angelegte, um den vernichtenden Schuß abzufeuern.
Wann würde es passieren?
Das wußte sie nicht. Diese Vision hatte sie jetzt seit einer Woche.
Tag für Tag. Manchmal sogar mehrmals innerhalb weniger Stunden.
Sie konnte nichts dagegen tun. Ihre magische Kraft war nicht groß genug, daß sie hätte nachforschen können, nach dem Wie und dem Warum – und dem Wann. So konnte sie nur warten. Am Ende dieses Wartens stand jedenfalls ihr Tod.
Die dunkle Flüssigkeit in dem Kessel, der über dem Feuer hing, begann zu blubbern. Blasen zeigten sich auf der cremigen Oberfläche. Ein würziger Duft nach Kräutern und Wurzeln und Fleisch breitete sich in der Hütte aus, zauberte einen Hauch von Behaglichkeit in die frostige Stimmung, die Flora wie einen Schraubstock um sich herum zu spüren glaubte. Es war eine ungemütliche Nacht, eine Nacht, in der Menschen nicht im Freien sein sollten. Kalt und regnerisch und so dunkel, daß man nicht einmal mit einer Taschenlampe oder einem brennenden Span seinen Weg finden konnte. Jähe Windstöße fauchten durch die Baumkronen und wüteten auf dem Waldboden, Regenschleier peitschten die Natur, durchtränkten sie, ließen es von den hohen Ästen und Zweigen tropfen und prasseln. Der Wind rüttelte an der Tür der kleinen Hütte. Durch den Kamin schlugen die Ausläufer dieses Sturmwindes ins Innere, stachelten die Flammen an, noch höher zu lodern. Das brennende Holz knackte und knisterte. Rauch sprühte von der Feuerstelle hoch.
Flora sah die Visionen nicht mehr, die Feuerzungen waren wieder nur Feuerzungen, das Schreckliche, das sie gezeigt hatten, war vergangen. Die alte Kräuterhexe nahm den Kessel vom Feuer, stellte ihn ab. Auf dem einfachen Holztisch neben ihr waren ein Teller, Besteck, ein Glas aufgestellt.
Sie brauchte nicht viel, um leben zu können. Nur eine Mahlzeit am Tag genügte ihr völlig. Daß ihr Körper dennoch so aufgedunsen war, verdankte sie der heimtückischen Krankheit, die sich darin eingenistet hatte. Sie bekämpfte sie, konnte sie auch in Schranken halten, jedoch

nicht völlig besiegen. Flora war dennoch nicht undankbar oder unzufrieden mit ihrem Leben. Hier war sie glücklich. Und die Menschen außerhalb des nach ihr Blavatsky Forest benannten Waldstückes schätzten sie und kamen mit all ihren Sorgen zu ihr, und nicht nur, wenn ihre Kinder krank waren und sie eine gute Medizin für sie brauen sollte.

Nach Jahren der unsteten Wanderschaft, der Heimatlosigkeit hatte sie hier einen Ort gefunden, an dem sie bleiben durfte, an dem sie wirklich erwünscht war. Ihre Sippe, noch immer von ihrem Großvater, Arpad Blavatsky angeführt, war weitergezogen. Ruhelose Nomaden in einer ruhelosen Zeit.

Die alte Zigeunerin aß bedächtig, nachdem sie ein kurzes, andächtiges Gebet gemurmelt hatte. Sie betete oft in letzter Zeit und hatte ihren inneren Frieden gesichert. Vielleicht gab ihr dies die Kraft, abzuwarten, nicht wahnsinnig zu werden vor Angst und Entsetzen.

Geduldig sein zu können im Angesicht des Todes.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatte, Geschirr und Besteck zusammenräumte, steigerte sich draußen das Unwetter zu einem wilden Heulen und Kreischen und Tosen.

Wie reißende Bestien, dachte Flora Blavatsky. Doch sie hatte keine Angst. Nicht davor. Zeit ihres Lebens hatte sie im Einklang mit der Natur gelebt. Vor der Natur brauchte sie sich nicht zu fürchten, auch nicht vor den Naturgewalten. Sie hielten eher ihren fürchterlichen Feind fern…

Schlurfend ging sie an die aus Feldsteinen hochgemauerte Spüle, stellte das Geschirr darin ab und bückte sich nach dem Blecheimer, in dem sie immer das Wasser aus der Quelle ins Haus trug.

Da hämmerten ungeduldige Fäuste gegen die Hüttentür…

In Flora Blavatskys Herzgegend gefror etwas!

***

Das harte Pochen explodierte wie Donnerschläge in Floras Geist, hallte nach und lähmte sie. Von namenlosem Grauen fühlte sie sich überschwemmt, und dieses Grauen raubte ihr fast alles von ihrer sonst so forschen und energischen Art. Sie war nicht einmal in der Lage, etwas zu sagen. Ihre Kehle war verstopft, ihre Stimmbänder verrostet, halb durchgefressen, unmöglich, zu bewegen. Starr, wie hypnotisiert, waren ihre Blicke auf die Tür gerichtet. Sie erzitterte unter den Fausthieben. Der Riegel war nicht massiv genug, um lange zu halten.

Draußen wurden jetzt auch noch Stimmen laut. Ein Gewirr, das sie trotz dem Heulen des Sturmwindes hörte. Jedoch konnte sie nicht sagen, ob es männliche oder weibliche Stimmen waren. Wahrscheinlich beides.

Das Hämmern setzte aus. Stille. Das Toben der Naturgewalten.

Zweige wurden von Windböen aufs Hüttendach niedergedrückt, scharrten und schabten über die hölzernen Schindeln und verursachten Geräusche wie von klauenbewehrten Pranken. Flora schwieg noch immer. Und noch immer stand sie wie festgewurzelt in einer halb vornübergebeugten Stellung, die rechte Hand nach dem Wassereimer ausgestreckt. Jetzt richtete sie sich auf.

Was tun? Mein Gott, was soll ich tun?

Einer Entscheidung wurde sie enthoben, denn in diesem Moment setzte das Pochen wieder ein, der Riegel lockerte sich, fiel herunter – die Tür platzte förmlich auf!

Zwei Schatten sprangen herein!

Flora schrie panikerfüllt, doch ihre Stimme versank in einem Meer anderer Geräusche. Ein fernes Donnergrollen. Ein Blitzschlag – gleißend hell. Das Prasseln des Regens. Das Wüten des Sturmes.

Regentropfen wirbelten herein, umhüllten die beiden Gestalten, glühten im Schein des Kaminfeuers kurz rot und orange und gelb, wie kostbare Juwelen. Gleich einem feinen Sprühnebel regneten sie nieder. Mit ihnen und den Schatten kam der erfrischende Geruch von Nässe, von durchtränktem Laub, von würziger Erde, Tannennadeln, feuchten Rinden. Das Kaminfeuer loderte knisternd hoch, die Flammen leckten in den aus Lehmziegeln gemauerten Kamin, leuchteten hell. Ein Scheit knackte. Funken wirbelten. Der Rauch wurde durchgequirlt, zog nicht ab, sondern wogte aus der schwarzen Feuerstelle heraus, über den festgestampften Hüttenboden.

»Flora!« hörte sie eine Männerstimme rufen. »Mein Gott, Flora, was ist denn?«

Die Momenteindrücke, die in diesen Augenblicken auf sie einstürmten, überwältigten sie. Sie schluchzte, wankte zu dem Stuhl.

Kein Mörder. Keine Gefahr. Nicht das Ende. Abgehackt zuckten diese Gedanken durch ihr Bewußtsein. Schwer atmend ließ sich die alte Zigeunerin auf dem Stuhl nieder, schluchzte noch immer, wobei sie mit den Händen das Gesicht zu verbergen versuchte.

Der hagere Mann mit dem ernsten, besorgten Gesicht beugte sich zu ihr. Die blonde Frau verkrampfte ihre Hände ineinander. Der Wind spielte mit der offenstehenden Tür, ließ sie vor und zurück schwingen, peitschte Kälte ins Innere.

Flora fand ihre Stimme wieder. »Ich – bin offenbar zu einer schreckhaften alten Jungfer geworden.« Sie mußte die Worte buchstäblich herauspressen, versuchte ein Lächeln, was ihr schrecklich mißlang. Sie kannte den Mann, ebenso die Frau. Mr. und Mrs. Jaywines. Ihr Kind die kleine Varity, war schwer krank.

»Ist es – ist es wegen… Varity?« fragte Flora, als sie sah, daß Mr. Jaywines offenbar noch immer nicht beruhigt war.

Der Mann nickte. »Das Fieber ist gestiegen, Flora. Es – ist schrecklich.

Der kleine Körper glüht, und ich – ich wußte mir keine andere Hilfe. Ich mußte zu Ihnen kommen. Und meine Frau – sie wollte auch mitkommen. Die Saite Sarah ist bei Varity…«

»Ich werde sofort kommen. Wenn das Fieber gestiegen ist, dann ist das sehr schlimm. Sie hätten sie nicht allein lassen dürfen. Hätten nicht beide kommen dürfen.«

»Ich habe mir nicht nur um Varity Sorgen gemacht, sondern auch um Edward. Jetzt, um diese Zeit allein im Wald…« Sie erschauerte, dann gab sie sich einen Ruck, sah verlegen weg, als bereue sie, das gesagt zu haben, und schloß die Tür. Das Heulen des Windes wurde gedämpft.

»Ich komme sofort«, wiederholte Flora, war bereits wieder auf den Beinen und durchquerte die Hütte. An der linken Wand, hatte sie hohe Regale aufgebaut, auf denen sie ihre Kräuter und Pilze trocknete. Unmengen von gesammelten Schätzen lagerten dort. Flora spürte noch immer die Angst in sich. Aber die Sorge um das Kind war jetzt weit größer, verdrängte die Sorge um ihr eigenes Leben.

Rasch hatte sie die nötigen Kräuter zusammengerafft, als sie sich den oft geflickten Wollmantel vom Haken nahm. Sie konnte sich nicht schneller und geschickter bewegen. Das verhinderte schon ihr dicker Körper. Ihre Beine und Waden waren geschwollen und schmerzten sehr. Das jedoch ließ sie sich nicht anmerken.

Mr. Jaywines fragte zögernd: »Und – es fehlt Ihnen wirklich nichts, Flora?«

»Ich bin erschrocken. Das ist alles.«

»Sah viel schlimmer aus. Es tut mir leid. Ich meine – weil ich – ich glaube, wir haben Sie sehr erschreckt. Es war rücksichtslos von uns, so hier hereinzuplatzen. Aber wir haben solche Angst um unsere Tochter. Sie ist unser ganzer Lebensinhalt…«

Flora Blavatsky nickte, streifte sich den Mantel über. »Kommen Sie. Unterwegs bleibt uns noch mehr Zeit, als uns lieb ist, um miteinander zu reden. Leider bin ich nicht mehr die Jüngste, und meine Beine können nicht mehr so schnell, wie ich will.«

»Danke, Flora.« Mrs. Jaywines Stimme bebte vor Rührung und Dankbarkeit. »Gottes Segen für Sie.«

»Ich tue nur das, was mir die Nächstenliebe zur Selbstverständlichkeit macht.«

»Für viele andere wäre es nicht selbstverständlich, bei diesem Wetter und um diese Zeit noch aus dem Haus zu gehen.«

Flora erwiderte nichts darauf, sondern warf der blonden Frau einen freundlichen Blick zu, während sie bereits an ihr vorbei zur Tür schlurfte. Mr. Jaywines stand dort. Sein sehniger Körper drückte Unruhe und Leid aus. Man sah ihm an, daß er seit Tagen nicht mehr ruhig geschlafen hatte. Dunkle Schatten zogen sich um seine Augen.

Er war ein harter und starker Mann, schweigsam und ernst. Aber das, was seine dunklen Augen jetzt ausdrückten, machte alle Worte überflüssig.

Mr. Jaywines zog die Tür auf, ließ Flora hinaustreten und folgte ihr dann mit seiner Frau, um deren Schultern er einen Arm legte, als wolle er sie so vor der Kälte schützen. Der Sturm und der Regen nahmen sie in Empfang. Flora ging hinaus, weil sie sich hier auch bei Dunkelheit am besten auskannte. Der schmale Pfad, der kaum zu erkennen war, stach direkt in das verwilderte Gestrüpp des Waldes hinein. Die Bäume waren schwarze und dunkelbraune, nasse Wächter. Ihre Kronen rauschten. Die Tannen wurden von Windböen geharkt. Alles war in Aufruhr. Die Kälte fauchte in Floras Gesicht, drang durch die Poren in sie ein, breitete sich in ihrem Körper aus.

Der Unterschied war umso schlimmer, weil sie vorhin so lange vor dem offenen Feuer gesessen hatte. Sie fror.

Zuerst nur wegen dieser Kälte.

Aber dann kam noch die Angst dazu.

Ringsum ertönte ein unheimliches Flüstern und Wispern und Raunen. Tausend gefährliche Waldteufel schienen aus dem Boden zu wachsen, aus Bäumen und Büschen und Erdwurzeln nach ihr zu greifen. Schleichende und huschende Bewegungen wurden laut.

Flora wußte, sie täuschte sich nicht, ihre Fantasie spielte ihr keinen Streich.

Sie wurden tatsächlich umzingelt!

Äste brachen mit nassem Krachen und Knirschen. Zweige wurden zur Seite gewischt. Schritte wurden laut.

»Was ist das, Flora?« hauchte Mrs. Jaywines neben ihr.

»Laufen Sie! Schnell!« herrschte Flora Blavatsky die junge Frau an.

»Aber wir können Sie doch nicht allein lassen! – Sagen Sie uns doch, was diese Geräusche zu bedeuten haben. Vielleicht können wir…«

»Niemand kann mir helfen!« unterbrach die alte Zigeunerin.

»Schnell. Sie können entkommen. Sie müssen entkommen. Denken Sie an Ihr Kind!«

Mr. Jaywines packte sie am Arm. »Was geht hier vor? Flora, warum vertrauen Sie uns nicht? Wir sind Ihre Freunde…«

Geschmeidige Körper schlichen näher. Pfoten tappten auf den Humusboden des Waldes. Immer wieder brach Holz. Der Wind tobte lauter. Der Regen prasselte wie in Sturzbächen vom Himmel, durchbrach den Waldhimmel und hämmerte in den Boden, in Moospolster, auf Büsche und Gestrüpp.

Flora schob Mr. Jaywines Hand weg. »Gehen Sie. Ich kann nicht darüber reden. Es betrifft nur mich. Gütiger Himmel – verschwinden Sie endlich!« Es brach aus ihr heraus, verzweifelt, tränenerstickt.

Ihr Schicksal erfüllte sich jetzt. Sie konnte der kleinen Varity nicht

mehr helfen. Aber ihren Eltern – denen konnte sie noch helfen. Indem sie ihnen die Flucht ermöglichte.

Sie stieß Mr. Jaywines von sich, schlug nach ihm, traf ihn im Gesicht, daß es klatschte. Es tat ihr im Herzen weh. Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Aber die Jaywines schüttelten den Bann ab. Zuerst torkelnd, verständnislos, regelrecht geschockt liefen sie los, ins Dunkel des Waldes hinein, dann zügiger, ohne sich umzusehen…

Flora warf sich herum, rannte in die entgegengesetzte Richtung los. Sollten sich die Bestien auf ihre Fährte setzen. Sie mußten! Den Jaywines durfte kein Leid geschehen.

Die alte Zigeunerin verfluchte die Schwerfälligkeit ihres dicken Körpers. Wie eine langsame, fette Schnecke kam sie sich vor. Viel zu langsam. Äste peitschten in ihr Gesicht, fetzten Striemen hinein und ließen dem Blut, das aus den Wunden drang, freien Lauf.

Ihr Atem flog rasselnd. Nicht mehr weit. Die Hütte… Sie konnte den Rauch schon riechen, der aus dem steinernen Kamin faserte.

Ihre Gesichtshaut schmerzte, war stark gerötet. Die Tränen, die aus ihren Augen quollen und über die Wangen perlten, schmerzten in den wunden Striemen. Das Schlagen ihres Herzens schien immer lauter zu werden.

Der Wald ringsum bewegte sich.

Dort ein Strauch! Da ein mächtiger Astwedel. Neben ihr die kleine Tanne…

Sie stieß einen verzweifelten Schrei aus, biß sich aber gleich auf die Lippen. Sie durfte nichts tun, das die Jaywines möglicherweise dazu bewog, umzukehren.

Sie durften nicht sterben. Die kleine Varity brauchte Vater und Mutter, wenn sie das Fieber überstand.

Schatten glitten heran. Flora wirbelte angsterfüllt im Kreis, sah keine Möglichkeit, diesen Ring durchbrechen zu können, blieb keuchend stehen. Die Angst glühte förmlich in ihr. Reißende Klauen schienen in ihrem Magen zu wühlen. Aber auch Erleichterung spürte sie vage. Endlich war das Warten vorbei…

Flora Blavatsky betete. Sie wollte stark sein, denn das mußte sie.

Sie kannte ihr Schicksal. Murmelnd bewegten sich ihre Lippen. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt.

Die Schatten kamen.

Aus ihren Verstecken in der Nacht tauchten sie auf, schwebten scheinbar schwerelos aus der Höhe des Waldes herunter. Kein Mond stand am Himmel, über den schwere, schwarzgraue Wolken zogen. Trotzdem waren die Körperkonturen der Unheimlichen schlaglichterartig immer wieder zu erkennen.

Es waren keine Monster, keine Bestien, wie sie zuerst geglaubt hatte.

Es waren Frauenkörper.

Nackte Frauenkörper.

Große, ledrige Flügel manövrierten die schlanken Körper geschickt durch Gestrüpp und Gewirr der Baumkronen – und katapultierten sie auf die alte Zigeunerin herunter.

All das geschah in Bruchteilen von Sekunden. Nässe schillerte auf diesen Körpern. Grausame Augen leuchteten wie rote Signalfeuer.

Dann waren sie da. Eine Brut des Satans umzingelte die alte Frau, und gleichzeitig sagte eine gelassene, zynische Stimme hinter ihr:

»Du weißt, was jetzt geschieht, Flora Blavatsky. Du hast Zeit gehabt, dich vorzubereiten. Ich habe dir deine Todesahnungen geschickt. – Aber du mußt nicht sterben. Nicht, wenn du dich kooperativ zeigst.«

Langsam drehte sich Flora um. Jede Bewegung fiel ihr schwer. Ihr Körper schien wie mit Bleigewichten beschwert. Der Mann, der so unbemerkt hinter ihr aufgetaucht war, war der Mann aus ihren Visionen.

Zarangar, der Mensch-Teufel!

Sie hauchte seinen Namen, widerstand dem Impuls, diesen Mann einfach anzuspringen, ihm die Augen aus dem Schädel zu kratzen, zu beißen, sich zu wehren – irgendwie.

Regen schlug in ihre Gesichter. Die Höllenengel wisperten leise miteinander. Ein scharrendes Geräusch entstand, wenn die eine oder andere der ungeheuerlichen Gestalten ihre Flügel bewegte.

Zarangar grinste Flora an. »Nun?«

»Ich…«

Er winkte ab. »Ich habe nicht erwartet, daß du einen roten Teppich für mich auslegst, Flora. Komm… Ich werde dir noch ein paar Minuten zum Überlegen geben. Gehen wir in deine prachtvolle Behausung zurück. Da spricht es sich besser.«

»Ich werde meine Meinung nicht ändern!« fauchte sie und merkte, daß sie sich mehr und mehr fing. Dieser Höllenknecht konnte sie töten, einschüchtern, quälen, aber das, was er von ihr wollte, würde sie niemals tun…

»Warte ab. Ich bin sicher, daß du es dir noch einmal überlegst.«

Er gab den Höllenengeln einen herrischen Wink. Die Geschöpfe der Hölle flatterten hoch, packten Flora, zerrten sie mit sich, so daß ihre Schuhspitzen über den lehmigen Boden schleiften.

Mit einem jähen Ruck schleuderten sie sie vor der Hüttentür in den Dreck. Floras Gesicht schlug in matschiges, schleimiges Wasser, das sich dort angesammelt hatte. Keuchend wälzte sie herum. Ein steinerner Klumpen drückte in ihrem Magen. Sie mußte sich übergeben, denn sie dachte an die höllischen Visionen, die sie geplagt hatten. Sie wußte, was sie erwartete. Sie hatte gesehen, was sie mit ihr anstellen würden. Die Flammen hatten es ihr gezeigt. Mitleidslos.

Immer wieder.

Zarangar näherte sich ihr trotz Wind und Regen gemächlich.

Hochgewachsen war er, in dunkle, derbe Kleidung gehüllt. Die Nässe hatte sein silbernes Haar glatt gegen seinen knochigen, kantigen Schädel geklatscht.

Hinter ihm kamen weitere Höllenengel – wachsam, bereit, augenblicklich zurückzuschlagen, falls ein Angriff ihrerseits erfolgte.

Alles ausnahmslos gut gewachsene junge Frauen mit straffen Körpern, festen Brüsten. Erinnerten sie mit diesen Körpern an junge Schönheitsköniginnen, so zerstörten die Gesichter diesen Eindruck sofort wieder.

Die Gesichter waren alt, runzlig, derb. Strähnige Haare umgaben sie in einem filzigen Gewirr, fielen über die Schultern. Nur die wenigsten der Höllenengel waren mit Lendentüchern notdürftig bekleidet. Waffen trugen sie jedoch ausnahmslos. Speere, harpunenartige Waffen mit Widerhaken, Netze, Prügel, die sie sich im Wald zusammengesammelt haben mußten.

Zarangar lächelte noch immer, wie vorhin, als er sie das erste Mal angesprochen hatte. Und auch, als er sie hart unter den rechten Arm packte, sie trotz ihres beachtlichen Gewichts mühelos hochriß und gegen die Tür stieß wich dieses Lächeln nicht aus seinem schmalen, regenüberzogenen Gesicht.

»Rein mit dir!«

Der gemeine Unterton in seiner Stimme warnte Flora Blavatsky, und als sie ihm gehorchte, war sie auf das Schlimmste gefaßt.

Sie stieß die Tür auf. Knarrend schwang sie in den Angeln zurück, knallte gegen die Wand und federte hin und her. Das Kaminfeuer loderte noch und leuchtete das Chaos flackernd aus, das in der Hütte veranstaltet worden war.

Die Helligkeit schmerzte Flora in den Augen. Zarangar nahm darauf keine Rücksicht, sondern versetzte ihr einen Stoß in den Rücken, der sie vorwärts wanken ließ.

In der Hütte hielt Flora die Augen tapfer offen. Auch hier waren die geflügelten Teufelinnen Zarangars. Drei waren es, die sich an der Stirnwand der Hütte drängten und boshaft grinsten, was die alten runzeligen Gesichter noch häßlicher und widerwärtiger machte.

Für ihr Grinsen hatten die Höllenengel auch einen Grund, denn untätig waren sie während ihres Hierseins nicht geblieben.

In der Mitte dieses einzigen Raumes der kleinen Kate hatten sie einen Pfahl in den lehmigen, festgestampften Boden getrieben und ringsum trockenes Reisig und Brennholz aus den Holzvorrat der Hütte aufgeschichtet.

Flora Blavatsky, die Kräuterhexe, starrte entsetzt auf ihren Scheiterhaufen…

***

Das Ding in ihrer rechten Hand schimmerte heimtückisch.

Damona King schaute den Riechstift noch einen Moment lang zweifelnd an, seufzte dann und führte ihn entschlossen in ihr linkes Nasenloch. Das kam ihr wie zubetoniert vor. Sie hatte sich einen schlimmen Schnupfen eingefangen und vielleicht half dieses Folterinstrument, ihn wirksam zu bekämpfen. Zeit wurde es jedenfalls.

Der erste wirklich böse Schnupfen seit…

Nun ja, seit einer kleinen Ewigkeit.

Und ausgerechnet jetzt, wo sie so etwas am wenigsten gebrauchen konnte. Nicht nur wegen der Weihnachtszeit, die vor der Tür stand, und die durch die Geschenkeinkäufe immer besonders viel Hektik mit sich brachte… Vor allem machte es sie unruhig, daß sie sich so seltsam fühlte. Richtig schwach.

Und nicht erst seit heute. Schon seit drei Tagen lief sie mit einer Laune weit jenseits des Stimmungsnullpunktes herum.

Tief atmete sie den scharfen, frischen Duft des Riechstiftes ein. Ihre Nase tat höllisch weh. Ein Brennen, das ihr die Tränen in die Augen trieb.

Sie prustete und schleuderte das Ding in eine Ecke ihres Büros. Sobald sie sich dermaßen Luft gemacht hatte, tat es ihr wieder leid.

Schließlich konnte der Stift nichts für ihre Laune.

Es war spät geworden, schon nach 22.00 Uhr. Viel zu viel gearbeitet, dachte sie ärgerlich. Hätte mich ins Bett legen und für morgen auskurieren sollen.

Aber dazu hatte sie noch vor einer Stunde auch nicht sonderlich viel Lust verspürt.

Sie stand auf, tigerte in ihrem Büro im obersten Stockwerk der Konzern-Zentrale herum. An der großen Fensterfront blieb sie stehen und sah auf London hinunter. Ein kalter, nebliger Abend. Oder besser: eine kalte, neblige Nacht. Schaudernd dachte sie daran, daß sie nachher noch in diese frostige Schwärze hinaus mußte.

Sie schniefte, putzte sich die Nase und tigerte weiter. Unterwegs hob sie den Inhalationsstift auf und inhalierte todesverachtend weiter. Langsam aber sicher löste sich der Pfropfen in ihrer Nase.

Wieder am Fenster, starrte sie nicht durch die Scheibe, sondern auf ihr blasses Spiegelbild. Ein ovales Gesicht, dunkle Augen, leicht schräg gestellt. Lange, rabenschwarze Haare, die voll und dicht tief über den Rücken fielen. Damona trug ein einfaches, dunkelblaues Kleid, nichts auffälliges. Dafür, daß Männer von sechzehn bis sechsundneunzig dennoch lange Hälse bekamen, wenn sie vorbei ging, konnte sie nichts. Das würde ihr auch so gehen, wenn sie in einem Kartoffelsack vorbeimarschieren würde. Ihre Figur kam einfach immer zur Geltung.

Einen Brummschädel hatte sie noch zu der verstopften Nase. Ihre Stirn fühlte sich heiß an. Sie fand, daß sie heute wirklich nicht mehr

fit war.

Möglich, daß das auch daran lag, daß Mike schon seit fünf Tagen geschäftlich unterwegs war. Eine Pariser Tochterfirma des King Konzerns hatte den Vergleich anmelden müssen. Mike war hingeflogen, um mit Geschäftsleitung und Betriebsrat zu sprechen. Sämtliche Arbeitsplätze mußten auf jeden Fall und um jeden Preis erhalten werden. Das war in der heutigen, so krisenerschütterten Zeit so unglaublich wichtig. Damona dachte kurz an die deutsche AEG…

An Abenden wie diesem verwünschte sie die Tatsache, daß sie so wenig Zeit für diese realen Probleme hatte. Aber die Probleme, mit denen sie sich herumschlug, waren auch wichtig. Vielleicht noch wichtiger, denn sie konnten über Sein oder Nichtsein der Menschheit entscheiden.

Ihre Gegner waren Dämonen, Vampire, Werwölfe, Ghouls –Monster, Gespenster aus jenseitigen Sphären, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, die Menschen heimzusuchen, sie zu quälen, grausam zu tyrannisieren. Viele dieser unheimlichen Bestien lebten bereits unter den Menschen, die für sie nur bessere Opferlämmer waren, mit denen man ein tödliches Spiel spielte – und sie dann vernichtete, wie das die Katze mit der Maus hielt.

Damona King und Mike Hunter, ihr Lebens- und Kampfgefährte, ehemaliger Versicherungsdetektiv der Transworld Insurance, hatten diesen Kreaturen den Kampf angesagt. Und selbigen auch schon längst aufgenommen. Wie viele Kämpfe sie beide mittlerweile gegen die Schwarzblütler geschlagen hatten, wußten sie schon gar nicht mehr. Es waren viele gewesen. Viele, die sie gewonnen hatten. Aber auch genug, die sie verloren hatten. Es würde auch nie vorbei sein.

Die Gegner aus dem Schattenreich waren zu zahlreich. Wie die Schädel einer Hydra. Für einen, den man abschlug, wuchsen sofort drei, hundert oder tausend nach. Und jeder gefährlicher als der andere.

Trotzdem – aufgeben war nicht drin, nicht einmal in ihrem derzeitigen Zustand.

Entschlossen wandte sie sich vom Fenster ab, schnappte sich Mantel und Tasche und verließ ihr Büro, nachdem sie das Licht ausgeknipst hatte. Die Arbeit konnte für heute warten. Weglaufen würde sie ohnehin nicht.

Vielleicht noch eine kleine Rundfahrt? Sie überlegte es sich, während sie mit dem Lift nach unten fuhr. Nach Hause wollte sie nicht, wenn sie sich selbst gegenüber ehrlich war. Da saß sie nur allein herum, und die Decke fiel ihr auf den Kopf. Schlimm, wie sie sich momentan fühlte. Und das als Dämonenkillerin. Aber auch das sind nur Menschen, sagte sie sich und schniefte vernehmlich.

Den nagelneuen schwarzen Renault Alpine hatte sie vor dem

Firmenportal abgestellt. Der Portier, der sie hinausließ, grüßte freundlich und wünschte ihr eine gute Nacht. Damona wünschte ihm dasselbe – und der Clou an diesem Wunsch ging ihr erst auf, als sie ins Wageninnere hineintauchte und den Zündschlüssel drehte.

Satt kam der Motor des Flitzers, der fast noch niedriger war als der Porsche 928, den sie bis vor kurzem gefahren hatte. Sie öffnete die Schlafaugen der Rakete und ließ das Abblendlicht aufgleißen. Um diese Zeit war die Kings Road noch hell erleuchtet vom Neonlicht der Reklamen und Schaufenster. Trotz des miesen Wetters waren auch genügend Autos unterwegs. Fußgänger sah Damona nur wenige.

Sie zog den Alpine in den Verkehrsstrom. Nicht Richtung Belgrave Square, wo sie in der Eaton Mews North 25 seit knapp einem halben Jahr eine Penthouse Wohnung ihr eigen nennen konnte, sondern zur City. Über Picadilly, Shaftes Bury, Charing Cross erreichte sie die Fleet Street. Sie fuhr zügig, jedoch nicht zu schnell. Die Neonschatten glitzerten auf der nassen Straße. Bald würde es den ersten Nachtfrost geben. Angekündigt war er schon lange, aber bisher hatte es einfach noch nicht gereicht. An einer besonders lange geschalteten Ampel schräg gegenüber der St. Paul’s Cathedral wartete sie nervös. Sie hatte Lust auf eine Zigarette, obwohl sie überzeugte Nichtraucherin war. Verrückt, verrückt, diese Stimmungen. Mal so, mal so.

Vielleicht sollte ich Ben und Laurinda heimsuchen, fragte sie sich.

Nach kurzem Überlegen gab sie die Idee wieder auf. Der Yard-Inspektor war ein Pfundskerl, ein wirklicher Freund und immer da, wenn sie ihn brauchte. Aber seit er mit Laurie zusammen war, scheute sich Damona ein bißchen, ihn einfach so zu überfallen, wie sie das früher immer zusammen mit Mike getan hatte.

Dabei war Laurie auch ihre Freundin – sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Trotzdem. Junges Glück braucht Zweisamkeit.

Sie wollte Ben und Laurie nicht stören.

Blödsinnig, wie sich das anhörte.

Sie ärgerte sich über sich selbst.

Dann dachte sie an Ben Murray. Eigentlich war er ja Mikes Freund. Die beiden Männer kannten sich noch aus der sogenannten guten alten Zeit, als Mike noch bei der Transworld gearbeitet hatte.

Im Lauf der Zeit war der schrullige Inspektor aufgetaucht, und heute mochte er Damona mindestens so gerne wie Mike. In vielen Horror-Fällen hatten sie mittlerweile auch schon Hand in Hand gearbeitet, und der Inspektor war ein wertvoller Verbündeter im Kampf gegen das Böse geworden.

Damona kurvte durch Londons City. Der Himmel war klar, die Sterne hingen fern und strahlten kalt. Eine frostige Nacht. Nebel kroch über die Straße.

Irgendwann fand sich Damona im Londoner Stadtteil Soho wieder.

Im alten Soho. Hier sah alles noch aus wie früher, enge, schräge Häuser, schmale Fassaden, düstere Hauseingänge, Hofeinfahrten.

Strip-Bars. Kneipen. Pubs. Wenig Helligkeit. Gestalten, die mit hochgezogenen Mantelkragen die Häuser entlangschlichen.

Damona hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich Jack the Ripper aufgetaucht wäre.

Aber er tauchte nicht auf. Eine kalte Nacht, still, einsam. Eine Nacht, die schwermütig machte. Eine schlimme Jahreszeit. Schlimm vor allem dann, wenn man allein war.

Und so mieser Laune wie sie.

Dabei war sie normalerweise die Ausgeglichenheit in Person. So leicht brachte sie nichts aus dem Gleichgewicht Damona schneuzte sich, wobei sie nur mit der linken Hand steuerte. Das siebte Papiertaschentuch in einer halben Stunde. Ihre Nase glühte mittlerweile.

Damona war müde und wurde von einem geheimnisvollen Zwang in ihrem Unterbewußtsein vorwärts getrieben. Unruhig gehalten.

Rastlos. Nervös.

Warum?

Sie kam sich vor wie eine Wölfin auf der Suche.

Bei diesem Gedanken lächelte sie und schüttelte den Kopf. Jetzt wurde sie auch noch melodramatisch.

Sie verspürte plötzlich Lust auf einen Scotch sour. Zu dem Kopfweh, der schmerzenden Nase und dem Hin- und Hergerissensein kam ein weiterer Punkt: Halsweh. Außerdem war ihre Nase wieder zu. Wie verkorkt.

»Verdammter Schnupfen!« schimpfte Damona.

Die Leuchtreklame sah sie im nächsten Moment. Nicht schreierisch, eher unauffällig, seriös. Eine freundliche Fassade.

SUNSHINE – das stand in großen, verschnörkelten Jugendstilbuchstaben über dem Einfang der Bar. Damona tippte die Bremse an, lenkten den Alpine an den Straßenrand, hielt an, dann erst sah sie den Parkplatzhinweis. Links ab, hinter das Etablissement.

Auf dem geteerten Platz stellte sie den Wagen ab, verschloß die Tür und zog erst dann ihren Mantel an. Sie kuschelte sich hinein, denn ihr war kalt. Im Wagen war es angenehm warm gewesen, die Heizung zeigte Wirkung.

Kalter Wind fauchte über den freien Platz, auf dem nur wenige Wagen standen. Links schloß sich eine hohe Mauer an, dahinter ragten hochstöckige, triste Häuser auf. Rechts breitete sich ein Schrottplatz aus, dahinter niedere Gebäude. Viele Fenster waren noch erleuchtet.

Nicht die beste Umgebung für eine gute Bar. Aber Damona hatte keine Vorurteile. Außerdem war sie kein Snob. Sie wollte einen Drink, Menschen um sich, vielleicht ein nettes Gespräch, ein bißchen Musik

hören. Ein Buch konnte sie später immer noch lesen. Jetzt brauchte sie vor allem Ablenkung von sich selbst und ihrer schlechten Laune. Mike Hunter kam wahrscheinlich erst morgen wieder zurück, und die Paraderolle ›Heimchen am Herd‹ stand ihr einfach nicht.

Das Foyer machte ebenfalls einen guten Eindruck. Groß, hell, Glasspiegel in verschnörkelten Rahmen, die Garderobe wieder in Jugendstil gehalten. Damona gab ihren Mantel ab, erwiderte das freundliche Nicken der Garderobendame.

Der Barraum selbst war von gedämpftem, roten Licht erfüllt, ein bißchen schwülstig eingerichtet. Es gab eine lange Bar, davor eine kleine Tanzfläche, rechter Hand Separees, in denen einige junge Pärchen miteinander turtelten. Zwei Paare tanzten eng umschlungen zu der leisen Musik, die aus versteckt angebrachten Lautsprechern tröpfelte. Die Stimmung war nicht schlecht.

Damona setzte sich auf einen der hohen Barhocker, spürte zwei, drei neugierige und bewundernde Blicke im Rücken, nickte dem Keeper, einem großen Mann mit freundlichem Pferdegesicht, zu und bestellte dann ihren Scotch sour.

»Kommt sofort, Miß!«

Der unheimliche Killer, der gewußt hatte, das Damona heute abend hierher kommen würde, verzog hämisch das Pseudogesicht, das er sich zulegt hatte.

Mit seinem wahren Gesicht wäre er sofort aufgefallen.

So aber war er unauffällig und konnte sich Zeit lassen. Schiefgehen konnte ohnehin nichts mehr.

Das Wild war greifbar nahe und ahnungslos…

***

Tief schnitten die ledernen Riemen in ihr Fleisch!

Die Killerengel hatten sie an den Pfahl gebunden. Ihre Kleider, das Reisig und die Holzscheite waren mit Benzin getränkt. Ein penetranter Geruch hüllte sie ein und erfüllte ihre ganze Hütte. Flora Blavatsky konnte sich nicht rühren, nicht einen Millimeter. Ein eiskalter Schauer rieselte über ihren ganzen Körper.

Dennoch starrte sie Zarangar, der feixend vor ihr stand, furchtlos ins Gesicht. Die Höllenengel dieses Mensch-Teufels hielten sich im Hintergrund, waren düstere Schemen, reglos wie Statuen. Auch sie lauerten gespannt darauf, was jetzt geschah. In manchem Augenpaar konnte Flora eine namenlose Gier lesen. Sie wollten, daß sie weiterhin stur blieb. Daß sie Zarangars Wut anstachelte. Denn dann würde sie ihre Beute sein…

Flora zwang ihre Blicke auf Zarangar zurück.

»Ein einziger Funken genügt, Flora«, flüsterte er genüßlich. Metallisch glitzerten seine Augen. »Ein einziger Funke, und du bist

eine lebende Fackel.«

Sie schwieg. Sie hatte ihre Angst unter Kontrolle gebracht. Aber sie wußte auch, wie gefährlich es war, diesem Mann trotzen zu wollen.

Er hatte es ihr in den Todesahnungen gezeigt, die er ihr geschickt hatte. Außerdem stand er in Asmodis' Gunst, hinter vorgehaltenen Händen wurde im Schattenbereich sogar davon geflüstert, er sei in sehr mächtiger Position.

Ein Mensch, ein Sterblicher, dem der Höllenfürst vertraute, das war schon eine bedrohliche Sache an sich. Die alte Blavatsky war nicht genau über die Vorgänge in den jenseitigen Sphären unterrichtet, denn sie war nur eine einfache Kräuterhexe, die ihre Fähigkeiten in den Dienst des Guten gestellt hatte.

»Ich sehe, du machst dir ernsthafte Gedanken«, stellte Zarangar fest. Er starrte sie an. Sein Blick war kalt.

Sie versuchte, Zeit zu gewinnen. »Ich – ich weiß nicht, ob ich Ihnen diesen Dienst tun kann«, sagte sie endlich. »Ich bin keine Zauberin, das wissen Sie sehr gut. Auch stehe ich nicht auf der Getreuenliste der Höllenmächte. Das Ganze…«

Er machte eine ruckartige Bewegung mit der Knochenklaue. »Das weiß ich alles. Du hältst dich aus allem heraus. Lebst nur, um Armen und Kranken und Notleidenden zu helfen. Wie rührend. Im Einklang mit der Natur und speziell mit diesem Wald hier, in dem deine Hütte steht. Trotzdem wirst du jetzt die Fronten wechseln. Weil dir gar nichts anderes übrig bleiben wird. Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Also – entweder bekennst du dich dadurch, daß du mir zu Diensten bist, zu uns, oder aber – du stirbst.«

»Wir müssen reden«, sagte sie rauh. »Ich kann Ihnen nur helfen, wenn ich mehr über Sie weiß. Es ist keine Neugier.«

Er entspannte sich ein wenig, setzte sich in den Stuhl vor dem Kaminfeuer, nachdem er diesen zu ihr herumgedreht hatte. Der helle, rötliche Schein des Feuers umspielte ihn, gaukelte eine Aura vor, die ihn einhüllte.

»Sieht so aus, als wärst du doch klüger als ich anfangs gedacht habe«, meinte er zufrieden. »Also, was willst du wissen, Alte? Auch wenn es keine Neugier ist, ich mag Fragensteller nicht sonderlich.«

Flora Blavatsky lauschte in sich hinein, spürte die sachten Erschütterungen des Waldbodens, der Bäume und Äste, wo sich die Höllen-Kreaturen außerhalb der Hütte bewegten oder niederließen. Ja, sie stand im Einklang mit der Natur. Dieser Wald hier war ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr Beschützer. Und demgemäß auch die Elementargeister, die hier zu Hause waren. Sie beschützten sie normalerweise.

Dennoch hatte es dieser Zarangar geschafft, sie aufzuspüren, Erkundigungen über sie einzuziehen und hier aufzutauchen.

»Zuerst müssen Sie mir definitiv sagen, wie Sie sich meine Hilfe vorstellen…«

Seine Knochenklaue krampfte sich um die Stuhllehne. »Das weiß du doch bereits. Ich habe dir die Visionen geschickt…«

»Sie waren undeutlich…«, log Flora mit unbewegtem Gesicht.

»Gut«, sagte er. »Also noch einmal. Ich will, daß du Satan beschwörst. Mit Hilfe deiner Elementargeister schaffst du das bestimmt. Du sollst den Höllenkaiser rufen, denn Asmodis, der Fürst der Schwarzen Familie, reagiert auf meine Beschwörungen nicht mehr. Vielleicht, weil ich ihn verärgert habe. Weil er mir zürnt. In letzter Zeit ist nicht vieles nach Plan gelaufen… Aber das braucht dich nicht zu interessieren.«

»Was wollen Sie vom Kaiser der Hölle?«

»Er soll mich anhören. Ich will eine weitere Chance. Er soll für mich bei Asmodis vermitteln. Die Fehlschläge sind nicht meine Schuld. Und dann… Dann will ich, daß er mir hilft. Ich will diese verdammte Knochenhand loswerden. Zum Teufel, ich kann mich in keiner menschlichen Gestalt mehr sehen lassen, nicht mehr unerkannt unter den Sterblichen auftreten. Ich falle auf. Das ist auf Dauer tödlich.«

Die alte Zigeunerin überlegte fieberhaft. Nein, sie durfte diesem Mann nicht helfen. Wie vielen Menschen hatte er Tod und Qual und Verderben gebracht? Die Greuelmärchen, die über den Mensch-Dämon kursierten, waren Legion.

Sie diente dem Licht, dem Guten.

Auch, wenn es sie das Leben kostete. Niemals würde sie vom rechten Weg abweichen.

Zarangar hatte unaufgefordert weitergesprochen, während ihr diese Gedanken durch den Sinn geflogen waren. »… Satan kennt bestimmt ein Heilmittel für diese Hand. Ich kann sie bewegen und fühlen – als wäre sie normal. Aber dieser Knochen ist nicht normal. Du kennst dich in der Heilkunde aus. Satan soll dir die nötigen Instruktionen geben, und dann wirst du mich heilen – in Satans Namen. Das erwarte und verlange ich von dir. Sonst…«

»Sonst werden Sie mich töten, ja, das habe ich mittlerweile schon verstanden. Sie wiederholen sich.« Und in Gedanken fügte sie hinzu: Aber was du nicht weißt, Zarangar – ich habe keine Angst vor dem Tod, wenn ich für eine gute Sache sterbe. Und wenn ich dir nicht helfe, dann ist das dein Verderben genauso wie meines. Du brauchst mich. Sonst wärst du nicht zu mir gekommen, ausgerechnet zu mir. Und deshalb hast du mich auch noch nicht gefoltert.

Vor den Schmerzen, die meinen Tod vorausgehen werden, habe ich Angst, ja, gräßliche Angst. Aber nicht vor dem Tod. Für mich ist der Tod nichts Endgültiges. Es ist nur eine neue Art des Daseins…

»Wer hat sie Ihnen verpaßt?« stellte sie ihre nächste Frage, weil sie

schon zu lange geschwiegen hatte. »Ich meine – wem verdanken Sie diese Skelettklaue?«

»Das geht dich nichts an!« fauchte er zornentbrannt. Seine Haltung drückte wieder die Gereiztheit eines Raubtieres aus.

»Damona King«, sagte Flora, als wäre dies die selbstverständlichste Sache von der Welt. »Damona King war es.« Und Flora lächelte, ihr dickes Gesicht strahle Fröhlichkeit aus, denn sie hatte ihren Entschluß gefaßt und führte ihn nun aus. Ein leises Wispern in ihrem Kopf signalisierte ihr, daß ihre Freunde jetzt nahe waren.

Sie hatten sich zurückgezogen, als sie die Todesahnungen das erste Mal gehabt hätte. Sie hatten sich gefürchtet. Bis jetzt. Weil sie nicht sicher sein konnten, für welche Seite sie sich schließlich entscheiden würde. Für Gut oder Böse. Jetzt, wo das geklärt war, kamen sie. Sie hatten ihr die freie Entscheidung gelassen – und jetzt freuten sie sich.

Sie – die Elementargeister des Blavatsky Forest!

Es würde kein Katzbuckeln geben. Jetzt machte sie sich einen Spaß daraus, ihn zu reizen. Ihre Freunde waren da.

»Und Damona King ist auch für die Schulterwunde verantwortlich. Die rechte Schulter, nicht wahr? Sie hat Sie mit einem der schwarzen Pfeile ihres höllischen Gefährten Kirgaal-Chan verletzt. Ein kleines Wunder, daß sie Sie nur in die Schulter getroffen hat. Und dann die Sache mit dem magischen Angriff…«

»Halt die Klappe, du verdammte Hexe!« kreischte Zarangar mit hochrotem Gesicht. Sein Lächeln war erloschen, wie weggewischt von seinem Gesicht.

Flora ließ sich nicht beeindrucken. Die Höllenengel zischelten nervös, weil sie die jähzornigen Ausstrahlungen ihres Herrn spürten.

»Sie haben Damona King auf der Burg ihrer Eltern überfallen. Durch den Zauberspiegel haben Sie einen Tentakel der Großen Mutter – eines Riesenherzens angreifen lassen.[1] Er sollte die Aufzeichnungen retten oder vernichten – Ihre Aufzeichnungen, Zarangar. Ihren Rapport an Asmodis, ein ausführlicher Bericht über ihre nächsten Vorhaben, Pläne und dergleichen. Hochbrisant. Eine unschätzbar wertvolle Beute für Damona King. Sie konnten nicht mehr ruhig schlafen, weil Sie wußten, daß sie diese Beute hat. Und dabei war, die Dämonenschrift zu übersetzen, in der Sie Ihre Niederschrift gemacht haben.«

Er war hochgefedert, zwei schnelle Schritte katapultierten ihn zu ihr. Seine Rechte holte aus, schlug zu. Hart hieb die Hand in Floras Gesicht. »Woher weißt du das alles? Woher?« flüsterte er.

»Meine Freunde sagen es mir… Jetzt gerade … Während Sie mich schlagen …« Sie lächelte noch immer, lauschte dem silberhellen Flüstern in ihrem Kopf.

Wie unter Zwang sprach sie weiter. »Der Großteil der Papiere ist

vernichtet. Doch hat Sie das einen hohen Preis gekostet. Einmal – Damona weiß um das Geheimnis der Großen Mütter. Sie weiß, daß die schwarzen Riesenherzen die Brutstätten für Ihre Höllenengel sind! Und dann… Die Kristallkugel, die Sie für Ihren magischen Angriff gebraucht haben, hat den Konterschlag des Zauberspiegels an Sie abgeleitet. Sie haben Ihre Hand und Ihren Arm verloren. Oder vielmehr: das Fleisch ihrer Hand und Ihres Armes.« Flora kicherte.

Zarangars eisige Blicke tauchten in ihre Augen. Ein Holzscheit brach knackend in der Feuerstelle.

»Ich gebe dir eine allerletzte Chance!« zischte er haßerfüllt. Wie eine Stahlfeder wirkte sein sehniger Körper angespannt bis zum Zerreißen. Die linke Hand – die Knochenklaue – öffnete und schloß sich.

»Ich bleibe dabei – ich hatte noch nie etwas mit Ihresgleichen zu schaffen. Und so soll es auch bleiben. Keine Hilfe für Sie, Zarangar!«

Alles war so einfach, jetzt, nachdem sie sich entschlossen hatte.

Und nachdem ihre Freunde da waren. Sie waren da, das wußte und spürte sie. Eingreifen konnten sie nicht – die Gegner waren in der Übermacht, und ihr Schicksal war vorgezeichnet. Nichts und niemand konnte es ändern.

Wie ein Monument ragte Zarangar vor ihr auf, verstrahlte Haß und Enttäuschung und auch einen giftgelben Hauch der Verzweiflung, weil sie ihm nicht helfen wollte. Die Verunstaltung durch die Klaue quälte ihn offensichtlich mehr, als er eingestehen wollte.

Als er noch immer zögerte, sagte sie: »Ich meine es ernst, Zarangar. Keine Hilfe. Weder werde ich den Satan beschwören und hierzu meine Freunde mißbrauchen, und deren Kraft, noch werde ich ihn für Sie um Hilfe bitten. Nicht für ein Ungeheuer wie Sie. Ich denke nicht daran, zur Verbrecherin zu werden!«

Es war still in der Hütte!

Er verdaute ihre Worte, war kalkbleich. Irrsinn glühte in seinen Augen. Seine Linke hob sich. Sie schaute die Skelettklaue an. Draußen wütete der Sturm.

»Töte sie, Herr!« wisperten die Höllenengel.

»Bring sie um! – Zünde den Scheiterhaufen an! Sie soll braten… die alte Vettel!«

Die Skelettklaue legte sich um ihren Hals. Flora schaute Zarangar in die Augen. Sein hartes, kantiges Gesicht mit der scharfgeschnittenen Nase, den buschigen Brauen, silberweiß wie seine Haare – es war eine ausdruckslose Maske. Er hatte sich wieder unter Kontrolle.

Der Zauberspruch materialisierte förmlich in ihren Gedanken. *Du mußt ihn dreimal aufsagen. Nicht laut. Nur in Gedanken. Aus vollem Herzen. Dreimal.*

Skim? fragte sie leise in Gedanken.

Ja, ich bin es, Skim. Wir freuen uns auf dich, Flora. Endlich kommst du

zu uns, wirst du eins mit uns. Denk daran – dreimal mußt du den Zauberspruch aufsagen. Eine der geflügelten Teufelinnen kam mit einem brennenden Span herbei.

Zarangars Klaue entfernte sich von Floras Hals. Er stieß ein krächzendes Lachen aus. »Hexen sollen brennen – das hat was Wahres an sich.«

Und damit ließ er den Span, den ihm der Höllenengel gereicht hatte, fallen.

Mit einem puffenden Laut entzündete sich das Benzin, das trockene Reisig fing Feuer. Flora war von einer lohenden Wand umhüllt. Rauch wogte hoch.

Der Zauberspruch…

Sie hatte nicht gewußt, daß ihr die Elementargeister helfen würden. Aber so war es eine Belohnung für ihre Entscheidung. Sie verstrahlte Dankbarkeit.

Dreimal mußte sie den Spruch in Gedanken formulieren. Zarangars irres Gelächter dröhnte in ihren Ohren, übertönte das Prasseln des Feuers, das den Scheiterhaufen auffraß – und damit auch sie!

Gleich einem feurigen Kraken schlugen die Flammenzungen nach ihr – und brachten der alten Kräuterhexe im Zentrum der Höllenhitze den Tod…

***

Sie ist tot! Sie muß tot sein!

Mitleidlos sah Zarangar auf die tobenden Flammen, die den Pfahl mit der daran festgebundenen Frau einhüllten, eine Feuersäule bildeten, die zum niederen, staubigen Hüttendach hochleckten und auch dort bereits erste Funken entstehen ließ. Dieser ganze Vorgang war von einem infernalischen Knistern und Prasseln begleitet, das sogar Zarangar eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Er wich von der Glutstrahlung zurück, wobei er seine Hände hochhielt, um sein Gesicht zu schützen.

Von der alten Kräuterhexe, von deren Hilfe er sich so viel versprochen hatte, war nur mehr ein Schatten zu sehen. Die Frau bettelte nicht, wollte keine Gnade von ihm, und sie schrie auch nicht. Es schien, als würde sie nicht einmal die Schmerzen spüren, die ihr die wütenden Flammenzungen doch zweifellos verursachen mußten.

Zarangar fühlte sich irgendwie ausgetrickst.

Mattgesetzt.

Sie hatte nicht einmal *richtig* Angst vor ihm gehabt!

Sonst empfand er nichts. Er war ganz ruhig. Noch eine Weile konnte er und seine geflügelten Begleiterinnen bleiben, ohne gefährdet zu sein, dann mußten sie verschwinden. Die Flammen des Scheiterhaufens würden auf die Hütte und dann auf den ganzen Wald

übergreifen. *Ein Mord mehr oder weniger*, wisperte es in ihm.

Dies war die telepathische Stimme seines Familiaris-Dämons, der jetzt in der widerwärtigen Gestalt einer faustgroßen, schleimüberzogenen Spinne in Zarangars Nacken festgekrallt saß. Zarangar spürte die Bewegung der Spinnenbeine an seinem Hals. Der Dämon war ein Geschenk Asmodis'. Ein kostbares Geschenk, denn mit Unterstützung dieses Wesens konnte er sich gewisser Zauberkräfte bedienen, war also ein Hexer. Allerdings war der Familiaris auch eine zweischneidige Sache. Nichts tat er umsonst. Für seine Dienste wollte er belohnt werden – und zwar vorzugsweise mit Zarangars Blut!

Ihr müßt ganz sicher gehen, Herr, deshalb wartet noch ab, machte ihn der Dämon aufmerksam. *Schickt die Höllenengel schon hinaus. Sie haben Angst vor dem Feuer. Sie sind feige.*

Zarangar gab den Höllenengeln den entsprechenden Befehl. Sie zögerten nicht, ihm schnell nachzukommen. Die Tür flog auf, und wie eine Sturmflut schlanker, glänzender Leiber quollen sie hinaus und stießen sich vom Boden ab, um in die düstere Nachtluft aufzusteigen. Noch immer regnete es, und auch der Wind toste noch in ungebrochener Macht.

Zarangar knurrte etwas, wich bis zur Tür zurück und starrte weiter auf das Schauspiel der Feuersäule. Wild loderten die Flammenbündel, wobei sie auch die Farben wechselten und das ganze Spektrum durchspiegelten. Der Widerschein des Feuers brach sich in Zarangars bewegungslosem Gesicht.

»Sie hätte mir helfen können!« stieß Zarangar hervor. »Diese verdammte, dickköpfige Alte!«

»Wir werden eine Möglichkeit finden, mit Satan und sodann auch mit dem Fürsten Asmodis zu sprechen. Und auch Eure Hand und Euer Arm wird versorgt werden, Herr.« Dieses Mal hatte der Dämon – wie auch immer – laut gesprochen.

Zarangar wollte sich abwenden. Er hatte genug gesehen. Der Schatten inmitten des Feuers und der brodelnden, rotwabernden Glut war zerfallen, niedergesunken in Staub und Asche. Das Feuer lohte bereits nach den Wänden der Hütte, und auch die Decke brannte mittlerweile. Rauch kroch über den Boden… Das heißt – er schien gleichermaßen dickflüssig zu werden!

Gleichzeitig knallte die Hüttentür wie von geisterartigen Händen bewegt – zu! Es klang wie ein Kanonenschuß.

Zarangar kreiselte herum, rüttelte an der Tür – nichts. Sie saß fest im Schloß! Obwohl kein Riegel vorgelegt war.

Es wurde heiß in der Kate!

Der Rauch formte gewaltige Tentakel aus, die über den Boden auf Zarangar zuzitterten. Zargangar keuchte. »Was hat das zu bedeuten?«

Der Familiaris-Dämon schwieg, sondierte jedoch offenbar mit seinen

unbegreifbaren Fähigkeiten, wobei sein Spinnenleib pulsierte.
Zarangar wartete nicht mehr länger. Er zog den Revolver, richtete ihn auf die Tür und drückte ab. Feuer spie aus dem Lauf, die Kugel hieb in das Holz – doch sie drang nicht ein, sondern wurde abgewiesen und jaulte als Querschläger davon.
»Eine Falle, Herr!« gellte die entsetzte Stimme des Familiaris-Dämons. »Die alte Hexe hat einen Zauber manifestiert!« Aufstöhnen.
Die Kreatur mußte Schmerzen empfinden. »Blut. Brauche Blut, Herr! Blut!«
»Nimm es!«
Das saugende Schmatzen, das Zargangar mittlerweile schon so gut kannte, setzte in seinem Nacken ein. Feuchtigkeit lief seinen Jackenkragen entlang. – Eine klebrige Feuchtigkeit! – Blut!
»Schnell… Wir müssen – hinaaauuuusss …« Langgezogen kreischte das letzte Wort in Zarangars Ohren.
Er warf sich mit Wucht gegen die Tür. Sie federte unter seinem Ansturm nicht einmal nach. Zarangar fluchte erbittert. Der Rauch von dem Scheiterhaufen her wogte jetzt kniehoch. Und er wurde immer dichter und stieg immer höher.
Zarangar ruckte herum. Er war es gewohnt, zu kämpfen. Jetzt, wo er begriffen hatte, daß er die alte Kräuterhexe unterschätzt hatte, war er wieder ganz der alte. Eiskalt, berechnend, jede Chance sehend und nutzend…
Sollte es dieser alten Vettel etwa gelingen, ihn zu erledigen?
»Hilf mir, Namenloser!« befahl Zarangar dem Dämon.
Stille.
»Du hast mein Blut getrunken, verdammt! Hilf mir, oder…«
»Es ist so schwer, Herr. Ein Sterbe-Fluch. Alt. Sehr alt – und sehr mächtig, da er von den hier herrschenden Elementar-Geistern unterstützt wird und mit ihrer Magie…«
Zarangar suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Überall loderten neue Feuerherde auf. Rauch entwickelte sich in verwirrenden Spiralen und flockte hoch. Keine Fenster. Die Wände massive Holzbalken. Hier und dort Regale. Die Feuerstelle. Der Kamin. Ein Kochkessel hing dort. Überall an den Regalen Kräutersträußchen. Es duftete intensiv nach Fenchel und Rosmarin. Die Hütte wankte. Der Boden zitterte, Risse spalteten ihn auf, wurden tief, fuhren im Zickzack darüber.
Das Beben ging von Flora Blavatskys Leichnam aus!
Silberleuchten brach aus der Flammensäule heraus, mischte sich mit dem Blutrot der Flammen. Die Rauchschlange zuckte hoch, fünf, sechs, sieben Schädel hatte das graue Nichts ausgebildet, die jetzt auf ihn zurasten. Zarangar wirbelte zur Seite. Die Schlangen verfehlten ihn. Ein Schlag traf ihn dann doch – keine halbe Sekunde später.
Er brach in die Knie, stürzte auf die Flammenwand zu, die er selbst

gelegt hatte.
Seine Gesichtshaut platzte auf, als ihn der Feuerschlag voll traf.
Der Familiaris-Dämon griff ein. Zarangar empfand keine Schmerzen, spürte, wie Wasser über sein Gesicht lief und das Schlimmste verhinderte…
Die Schlange kam wieder!
Rasend schnell!
Er würgte, spannte seine Muskeln an. Versuchte, sich an einen Zauberspruch zu erinnern, an irgendeine Magie, die ihm in dieser Situation beistand.
Er konnte es nicht.
Die Schlangenschädel rammten sich in seine Magengrube, schleuderten ihn wieder in die Flammen. Diesmal hechtete Zarangar weiter, stieß sich ab, nutzte den Schwung und ließ ich davon durch die gleißende Gluthölle tragen. Er prallte gegen den skelettartig und verbrannt und verkohlt aufragenden Rest des Pfahles, an dem Flora gestorben war, riß sich die Hand auf, spürte, daß seien Lunge von glühenden Peitschen und Funken zerfressen und gepeinigt wurde…
Und war durch. Schreiend tauchte er aus dem Inferno aus, taumelte, halb blind. Der Familiaris hatte ihm die Augen geschützt… Aber es war nur mehr eine Frage der Zeit, bis er das nicht mehr schaffte.
Die Feuersäule orgelte hoch, rote Flammen wurden zu schwarzen Glühen, das in den Augen schmerzte. Aber der schlimmste Druck des Feuerodems ließ nach. Die Schlangen aus Rauch jedoch folgten ihm unbeirrt durch das flammende Chaos.
Und schlugen zu! Gnadenlos wickelten sie sich um ihn, ein körperliches Gewicht, würgend, eiskalt… Der Rauch stach auch in Zarangars Lungen … Er taumelte, brach nieder, stürzte, wurde über den Boden geschleift …
Aus! durchzuckte es ihn. Diese verteufelte Hexe hatte ihn geschafft! Aus und vorbei…
»Nur, wenn du meine Hilfe abweist, Zarangar!« gellte eine schneidende Stimme in seinem Schädel auf. »Nur dann ist es wirklich aus und vorbei für dich!«
»Wer – wer spricht da?«
»Du kennst mich nicht Zarangar. – Ich bin auch schon so lange tot, daß kein Sterblicher sich mehr auch nur an meinen Namen erinnert. Aber in alten Legenden werde ich als der Schwarze Druide bezeichnet…«
»Was muß ich tun, damit du mir hilfst?«
»Du schaltest schnell…« Ein spöttisches Lachen wehte heran.
Zarangar merkte, wie seine Kräfte schwanden. Die Rauchschlangen drückten zu, wie Eisenklammern zogen sich die wallenden grauen Schlingen um ihn zusammen, erstickten ihn, zerquetschten seinen

Körper.

»Ich habe dich lange beobachtet und bin zu dem Entschluß gekommen, daß du mein Mann bist, Zarangar. Ich brauche – genau wie du – Hilfe. Momentan bin ich nur Geist… Meine Macht ist lächerlich gering – aber im Lauf der Jahrhunderte wenigstens auf dieses Maß angewachsen, so daß ich mich mitteilen kann, aktiv werden kann …«

»Verdammt, rede nicht so lange!« keuchte Zarangar halb ohnmächtig vor Schmerzen.

Wieder dieses Lachen, das aus ewigen Abgründen des Todes zu ihm herwehte. »Ich habe lange darauf warten müssen, dich in einer solchen Situation anzutreffen, Zarangar, da kommt es auf die paar Sekunden nicht mehr an.«

»Was – willst – du – von – mir?« flüsterte Zarangar. »Ich – werde alles tun… Alles … Bloß – hilf mir … Ich – muß – hier heraus …«

Sein Körper zuckte. Krampfhaft versuchte er, Luft zu bekommen, seine Lungen füllen zu können. Aber das bißchen, das er hineinsaugen konnte, war glühendheiß. Ringsum waberten Flammen, rote, grellorangefarbene Zungen, die Fratzen ausbildeten und so auf ihn herunterzugrinsen schienen.

»Ich will meinen Körper wiederhaben…«, sagte der Geist des Schwarzen Druiden.

»Ich werde ihn dir besorgen!«

»Das geht nicht so einfach, wie du dir das vorstellst… Es ist eine mühselige Sache … Zuerst muß mir mein schwarzes Zepter der Macht besorgt …«

»Auch das erledige ich! Verdammt…«

»Ich wußte, daß du das sagen würdest.« Zufriedenheit schwang in der Stimme des Gespenstes.

»Hol – mich hier heraus!«

»Das werde ich, und dann werde ich dir meine Vorstellungen und meinen Plan erklären…«

Eine grellweiße Riesenfaust rammte durch das massive Holz der Hüttenwände! Es splitterte und brach, die Riesenfaust wühlte darin, verbreiterte den Spalt… Holzsplitter wirbelten, fingen noch in der Luft Feuer, vergingen … Reißende Geräusche entstanden und begleiteten den gespenstischen Vorgang. Dann war das Loch in der Wand groß genug. Ein Sog entstand, erfaßte Zarangar, fetzte ihn mit sich, so daß er über den Boden schleifte, seine Haut aufriß, sein Blut in Strömen floß …

Er kam irgendwie auf die Füße, machte Laufbewegungen, auf das Loch zu – und nach draußen! Er hechtete, die Arme vors Gesicht gerissen, durch den Spalt… Mitten hinein in die Schwärze, die keine natürliche Schwärze war, sondern die eines dämonisches Zeitgrabes…

***

Längst war ihr Körper ein verkohltes Etwas, doch ihr Geist lebte!

Helligkeit umfloß sie, ein silbernes Gleißen. Die Bürde ihres dicken, schwerfälligen Körpers, der zudem von der Gebrechlichkeit des Alters gezeichnet gewesen, war ihre abgenommen worden. So gesehen, mußte sie dem Mensch-Teufel Zarangar sogar irgendwie dankbar sein.

Floras Geist fühlte sich von unsagbar sanften, weichen Elfenhänden emporgetragen, bis unter die hohe Kuppel des Mischwaldes. Sie schwebte, spürte den nassen Regenwind, hörte das Raunen und Flüstern der Natur, ihr Wehklagen über ihren Tod…

Doch nur ihr Körper war tot, ihr Geist, ihr Bewußtsein war am Leben. Sie war glücklich. Kein Haß auf Zarangar, nein. Sie hatte ihr Leben gelebt, hatte die Bäume des großen Waldes geliebt, das Zwielicht unter den hohen Kronen, die Moospolster, die vielen Blumen.

Jetzt wurde sie dafür belohnt, die Elementargeister nahmen sie auf in ihren Reigen.

Sie waren schon ganz nahe. Erste zaghafte Berührungen zupften an ihrem Geist.

Das Wesen, das einmal Flora Blavatsky gewesen war, bat sie, sich noch zu gedulden. Sie war noch nicht ganz bereit. Sie mußte noch nachdenken. Varity… Das Kind der Jaywines … Ein Gedankenimpuls – und ihr Geist schwebte im Krankenzimmer der Kleinen.

Schweres, röchelndes Atmen. Ein bleiches Gesichtchen, das ganz in den großen Kissen versunken schien. Dürre Hände, die nach etwas griffen, fahrig, fieberhaft, das nicht da war.

»Werde gesund, kleine Varity…«, wisperte Floras Geist – und senkte sich hinab zu einer hauchzarten, flüchtigen Berührung.

Varity stöhnte, doch ihr Schlaf wurde im gleichen Augenblick ruhiger…

Das Geistwesen glitt weiter, durch die massive Wand, sah die Amme… Dann die Eltern – Mr. und Mrs. Jaywines. Erregt diskutierten sie miteinander – über Flora Blavatsky. Das Geistwesen tauchte hinunter, berührte auch die beiden Erwachsenen kurz – und brachte ihnen Ruhe und Frieden. Sie schliefen ein. Morgen würde alles anders für sie aussehen.

Der nächste Gedankenimpuls brachte Flora wieder in den Wald zurück. Tief unter ihr lag ihre brennende Kate.

Die Elementargeister warteten, huschende Silberschemen in der Düsternis.

Flora war noch immer nicht bereit. Zarangar…

»Er lebt«, flüsterte Skim. »Er konnte unserem Zauber entwischen, doch nicht aus eigener Kraft. Man hat ihm geholfen. Ein mächtiger Zauberer.«

»Wie heißt er?«
»Niemand kennt seinen Namen, denn nur durch ihn ist er gefährdet. Derjenige, der seinen Namen kennt, ist in der Lage, ihn zu vernichten.«
Eine andere Stimme raunte: »Er nennt sich der Schwarze Druide.«
»Ein böses Wesen aus ferner Vergangenheit…«
Aufregung schwang in den Stimmen der Elementargeister, deren Reigen sich jetzt enger um Floras Geist zusammenzog.
»Dann haben sich die beiden miteinander verbündet?« fragte sie.
»Ja.«
»Der Schwarze Druide will seinen Körper zurückerobern.«
»Und Zarangar soll ihm dabei helfen, weil es der Druide allein nicht schafft. Er ist zu schwach dazu.«
»Aber wie konnte er dann Zarangar befreien, wenn er so schwach ist?« wollte Flora nervös werdend wissen.
»Er hat seine Kräfte im Verlauf vieler Jahrhunderte zurückgewonnen. Nur spärlich, aber stetig. Er hat sie gesammelt. Jetzt war er stark genug, Zarangar zu helfen… Bestimmt wird er nicht mehr sonderlich viel mehr sagen können. Und wenn doch – so wird er dies Zarangar nicht sagen.«
»Ich glaube eher«, wandte eine andere Stimme ein, »daß der Druide durchaus noch gewisse Kraftreserven hat. Schon, um sich Zarangar bei der Stange zu halten.«
»Das meine ich auch.«
Das trug nicht gerade dazu bei, Floras Schrecken und Entsetzen zu lindern. Sie hatte den Fürchterlichen vernichtet geglaubt, hatte geglaubt, für eine gute Tat ihr Leben gelassen zu haben – und jetzt mußte sie erkennen, daß sie im Gegenteil zwei grausame Kreaturen zusammengebracht hatte. Die Zusammenhänge lagen klar auf der Hand: Der Schwarze Druide hatte im richtigen Augenblick eingegriffen. So hatte er Zarangar erpressen und für seine Pläne einspannen können. Dem Mensch-Teufel war gar nichts anderes übrig geblieben.
»Was haben sie vor – ich meine, außer den Körper des Schwarzen Druiden wiederzubekommen?« fragte Flora.
»Das finden wir heraus«, kicherten die Stimmen der Elementargeister. »Wir belauschen sie.«
»Wir können uns so leise an sie heranschleichen – das merken die überhaupt nicht!«
»Wir sind geschickt! Du wirst sehen!«
Dann redeten sie alle durcheinander, wie aufgeregte Kinder, die ein neues Spiel erprobten.
»Wir müssen den Namen des Schwarzen Druiden herausfinden«, sagte Flora halb zu sich selbst. »Und jemanden mitteilen, der in der

Lage ist, diese Bestie zu bekämpfen…«

»Damona King!« sagte jemand neben ihr, den sie nicht sehen konnte.

»Ja, Damona King, von der ihr mir vorhin erzählt habt!« nickte Flora, obgleich sie keinen Kopf mehr hatte… Oder etwa doch? Sie schaute an sich herunter. Ein Gebilde silberner Reflexe, Sterne, Funken, Lichtpunkte …

»Das werden wir tun! Das ist gut! Damona wird den beiden schon auf die Finger klopfen!« tönte es aus verschiedenen Richtungen.

»An die Arbeit!«

Flora fühlte, wie die anderen sich zurückzogen, nur drei, vier der Elementargeister blieben bei ihr, schienen Zarangar und den Schwarzen Druiden schon wieder vergessen zu haben, denn sie tanzten und lachten und zupften an ihr. »Komm«, flüsterten sie dabei. »Komm endlich. Schließ dich uns an. Es ist lustig mit uns. Dieser Wald wird jetzt noch mehr deine Heimat. Komm… komm, Flora…«

Und jetzt sah Flora zum ersten Mal eines der Elementar-Wesen, die normalerweise unsichtbar waren. Ihr zeigten sie sich. Ein silberheller Luft- und Lichtstrudel, gefleckt von grünen Reflexen, blitzte vor ihr unter der dunkelgrünen Waldkuppel auf. Zugleich ertönte ein sympathisches, perlendes Lachen. Ein wunderschönes graziles Wesen – fröhlich, klein, mit vor Schalk blitzenden Zwergenaugen – entstand vor ihr aus dem düsteren Nichts. Auffordernd und energisch hielt der Elementar-Troll die Hand hin.

»Du gehörst jetzt uns, Flora. Komm. Gemeinsam können wir diesem Zarangar und seinem schwarzen Freund noch jede Menge Ärger bereiten«, wisperte der Troll und kicherte in ungestümer und kindlicher Freude. »Komm! Wir belauschen sie…«

Noch einmal zögerte Flora kurz. Der letzte Schritt war jetzt zu tun.

Noch einmal dachte sie an ihr Menschsein zurück, an ihr Leben und ihr Volk, die Zigeuner. Sie sah sich als junges, bildhübsches Mädchen, wie sie mit der großen Sippe ihres Großvaters durchs Land zog. Wie man sie alle immer wieder verspottete und verachtete und vertrieb. Nirgends wollte man sie lange haben. Doch sie, Flora Blavatsky, hatte jetzt endlich einen Ort gefunden, wo sie für alle Ewigkeit bleiben durfte, wo sie erwünscht war und Freunde und Frieden hatte. Als sie den letzten Schritt endlich tat, da tat sie ihn wirklich gerne.

In der kleine Kate, die Flora so lange Jahre bewohnt hatte, erlosch in diesem Augenblick das höllische Feuer, Funken erstarben und regneten als graue Klumpen zu Boden. Der Rauch versickerte in Spalten und Rissen.

An der Stelle aber, an der der Körper der alten Kräuterhexe auf dem Scheiterhaufen gestorben war, blühten zahllose farbenprächtige Wald- und Wiesenblumen…

***

Damona King war beim zweiten Scotch sour und einer netten Plauderei mit dem pferdegesichtigen Keeper angelangt. Er hieß Jeffrey Lloyd, war verheiratet und hatte auch seine Sorgen. Das Finanzamt saß ihm im Nacken, eines seiner Kinder – der Junge – war schwer erkrankt und auch er selbst war gesundheitlich nicht völlig in Ordnung.

»Und dazu dann noch dieses Wette«, brummte er und wischte mit einem weichen Tuch automatisch über die glänzende Theke.

»Manchmal träume ich davon, den Job hier einfach an den Nagel zu hängen und mit meiner Joan und den Jungens einfach abzudampfen.«

Damit hatte er genau das ausgedrückt, was momentan auch in Damonas Hinterkopf herumspukte.

»Drücken gilt nicht«, meinte sie – und sie wirkte damit nicht sehr überzeugend.

Er lächelte traurig und nickte. »Da sagen Sie was.«

»Es müssen auch wieder bessere Zeiten kommen.«

»Hoffentlich.« Er sah sie zweifelnd an, denn sie war wirklich nicht sehr überzeugend.

»Hey, Keeper!« rief da ein muskulöser Kleiderschrank dazwischen und winkte nervös. »Kümmern Sie sich eigentlich auch mal um die anderen Gäste?«

»Sorry«, sagte Jeffrey und marschierte zum anderen Ende der Theke.

Im gleichen Augenblick spürte Damona King das eisige Kribbeln zwischen den Schulterblättern und wußte, daß hinter ihr irgend etwas nicht mehr stimmte.

Sie unterdrückte den Impuls, herumzufahren, blieb äußerlich ganz ruhig sitzen und schaute in den Spiegel ihr gegenüber hinter den Barregalen, auf denen Flaschen und Gläser aufgebaut waren.

Die Tür zum Foyer war aufgedrückt worden, eine einzelne Gestalt stand in der Öffnung und blickte sich suchend um. Ein Mädchen.

Bestimmt nicht älter als zwanzig. Hübsch gewachsen, schlank, dunkelhaarig. Dem Aussehen nach eindeutig eine Zigeunerin. Sie trug einfache, ebenfalls dunkle Kleider und einen großen, geflochtenen Weidenkorb, in den büschelweise Blumen gestopft waren. Die farbenprächtigsten Blumen, die man sich nur vorstellen konnte.

Das Mädchen betrat die Bar. Einige Unterhaltungen wurden unterbrochen. Die Augenpaare aller Anwesenden richteten sich wie magisch angezogen auf das Mädchen.

Sie schien zu schweben, gehen konnte man das beim besten Willen nicht nennen, denn es wäre eine Untertreibung gewesen. Geschmeidig war jede ihrer Bewegungen, geschmeidig und voller Anmut.

Aber da war noch etwas, das dieses Mädchen wie eine Aura umgab – eine Ausstrahlung von unsagbarer Einsamkeit und Verlorenheit.

Das bleiche Gesicht wirkte angespannt, als leide es große Schmerzen,

das konnte Damona jetzt deutlich sehen. Und – das Girl kam auf sie zu.

Damona schwang auf dem hohen Barhocker herum. Das Zigeuner-Mädchen lächelte. Links von sich bemerkte Damona beiläufig, daß Jeffrey Lloyd mitten im Einschenken eines Drinks erstarrt war und ebenfalls auf das Mädchen sah.

Der Blick der dunklen, ausdrucksstarken Augen richtete sich zwingend auf Damona, fing ihren Blick ein und ließ ihn nicht mehr los. Nur das Zigeuner-Mädchen existierte noch. Es kam auf sie zu, schnell, aber auch nicht zu schnell. Kein Geräusch verursachten ihre Schritte. Kein Laut war in der Bar mehr zu hören. Selbst die Musik war verstummt. – Das hieß: nein, nicht verstummt, sondern gedämpft…

Zauberei… Für die Menschen in der Sunshine-Bar blieb die Zeit stehen … Alles erstarrte!

Damona spannte sich an. Aber sie konnte sich nicht bewegen, konnte nichts sagen, nicht handeln.

»Ich bin… Flora«, sagte das Zigeuner-Mädchen, als es vor ihr stand Und zu ihr aufsehen mußte, weil Damona sie auf dem Barhocker überragte. »Flora Blavatsky. Ich – ich habe dich gesucht – Damona …« Ihre Stimme war ein feines Flüstern, das in Damona eine Saite zum Schwingen brachte.

Jedes Wort schien dem Mädchen schwerzufallen, unsagbar schwer. Dennoch sprach sie weiter. Damona konnte nichts entgegnen. Nur Zuhören.

»Du bist in Gefahr, Damona – wegen mir. Weil ich jetzt mit dir spreche. Weil ich dir von dem Schwarzen Druiden erzähle… Er hat sich mit Zarangar verbündet …« Wieder eine Pause, wie ein Zögern.

Schmerzen überfluteten das zarte, bleiche Gesicht.

Zarangar!

Der Name ihres Erzfeindes hallte in Damonas Gehirn wider, erschütterte auch den Bann, der von dem Mädchen ausging.

Sie sprach weiter: »Der Schwarze Druide hat Zarangar aus einer tödlichen Falle gerettet. Dafür verlangt er von ihm, daß er ihm seinen Körper wieder besorgt. Der Schwarze Druide ist schon seit Jahrhunderten tot und im Zeitgrab gebannt. Doch wenn er einen Helfershelfer findet, der ihm seinen Körper wiederbringt, dann kann er fliehen, dann kann er sein böses Tun wieder aufnehmen. Dies muß verhindert werden. Du – du mußt das verhindern, Damona.«

»Wie?« fragte sie knapp.

»Du mußt – Zarangar aufhalten. Er will das Zepter des Schwarzen Druiden stehlen lassen. Das ist der erste Schritt. Das Zepter wird alles weitere in die Wege leiten. Es ist ein mächtiges schwarzmagisches Relikt.«

»Wo befindet es sich im Moment?«

»Hier, in London. In Mayfair… im Privatbesitz des Antiquitätenhändlers …«

»Seinen Namen! Sag mir den Namen, Flora!«

Sie krümmte sich zusammen, ihr Mund machte zuckende Bewegungen, doch kein Laut drang über die Lippen.

»Flora!« Damona strengte sich an, riß ihre Kraft zusammen und konnte von dem Hocker gleiten. Der Bann beeinflußte sie nur in Maßen. Sie streckte die Hand aus, wollte das Mädchen berühren…

Sie zuckte vor Damona zurück. »Nicht!« fauchte sie. »Wir haben keine Zeit mehr… Er ist da … Der Geist – des Schwarzen …« Sie taumelte. Wankte zurück, die Hände um den Korb mit den Blumen verkrampft, die sich jetzt schwarz verfärbten, welkten, als hätte man sie über ein Feuer gehalten. »Er ist doch stärker, als wir dachten … Wir – die Elementargeister und ich … Wir haben sie belauscht – den Druiden und Zarangar … Roger Ayscomb … der Mörder … Soho … Verhindern, daß Zarangar ihn für … seine und die Zwecke des Druiden einspannt … Roger … Ayscomb … Der Schwarze Druide – kann – nur vernichtet werden … wenn man seinen Namen … seinen Namen kennt … Versteckt – zusammen mit der schwarzen Seele des Grausamen … des Schwarzen Druiden … Deshalb …«

»Ich brauche den Namen des Antiquitätenhändlers, Flora!« drängte Damona.

»Sheff…« Die helle Stimme des Mädchens brach in einem schmerzerfüllten Röcheln. Sie sackte in die Knie. Die Blumen in dem Korb waren zu Ascheflocken geworden, die ein unfühlbarer und unhörbarer Windstoß aufwirbelte und um Flora Blavatsky herumflirren ließ.

Damona machte einen weiteren Schritt, spürte plötzlich den unheimlichen Wind. Die Realität der Bar verwischte… Reflexe wirbelten, als trete sie in eine andere Welt an.

Flora hatte sich wieder aufgerichtet. »Nicht!« wimmerte sie und wollte sich weiter entfernen. Etwas hatte sie gepackt. Eine Klauenhand… Für Sekunden sah es so aus. Damona biß sich auf die Zähne, daß es knirschte. Von dem steinernen Hexenherzen, das früher einmal der Dämonischen Asyhra gehört hatte und ihrem bösen Geist jetzt ebenso als Heimstatt diente wie dem guten Geist von Damonas toter Mutter Vanessa, strahlte ein nervöses Klingen aus.

Damona wollte Flora aufrichten, ihr irgendwie beistehen. Sie berührte sie – wollte sie berühren, doch ihre Hand wischte durch den Körper der Zigeunerin hindurch!

»Ich – bin – bereits tot…«, flüsterte Flora.

Aber die Berührung schien ihr doch geholfen zu haben, denn die Schmerzen waren aus ihrem Gesicht verschwunden. Ihre Vision löste

sich auf. Wie eine wunderschöne, dreidimensionale Zeichnung, die von einem Banausen einfach weggewischt wurde. Zuerst die Arme, die den Blumenkorb hielten. Dann die Beine. Flora brach zusammen, fiel schwer zu Boden. Der restliche Körper löste sich auf.

»Ddamona…«, wehte ein letzter Hauch an die Ohren. »Bitte … du mußt es verhindern – Bitte! Auch wenn ich dir den Namen des Antiquitätenhändlers nicht – sagen kann … Der – der Schwarze Druide ist hier – er sorgt dafür, daß ich nicht so mit dir reden kann, wie ich will … Bitte …«

»Ich werde Zarangar aufhalten!« sagte Damona hart »Das verspreche ich dir, Flora.«

»Du bist in großer Gefahr!«

»Ich weiß.«

»Aber du wirst dein Versprechen halten, und deshalb kann ich beruhigt zu meinen Freunden zurückkehren… Danke!« Ein letztes wehmütiges Lächeln huschte über das bleiche Gesicht, die Züge zerliefen förmlich, faserten auseinander wie Rauchfetzen – dann war die Vision endgültig verschwunden!

Damona taumelte leicht zurück, als der Bann aufgehoben war, stützte sich an der Theke ab, um wenigstens durch diese Berührung einen Bezug zur Realität zurückzubekommen. Das Gehörte steckte ihr voll in den Knochen. Sie hätte jetzt einen härteren Drink vertragen können, ließ es aber bleiben, weil sie noch fahren mußte.

Auch hallte Floras eindringliche Warnung in ihr nach. Du bist in großer Gefahr…

Jeffrey Lloyd; der Bar-Keeper, stürzte besorgt zu ihr her.

Genau in diesem Augenblick erfolgte der Angriff des dämonischen Geistes!

***

Ein Geräusch wie von zerreißendem Papier ging dem schwarzen Feuerschlag voraus!

Ringsum wurden Stühle geschoben, Menschen sprangen auf, vom Schrecken aus ihrer Steifheit gerüttelt, sie redeten und schrien durcheinander, konnten nicht begreifen, was hier passiert war und passierte und versuchte zu fliehen. Die Fenster der Bar zerplatzten!

Die Glastür, die Foyer und Barraum trennte, ebenfalls. Glassplitter wirbelten durch die Luft.

Und mitten in diesem Aufruhr kam der schwarze Schemen…

Ein diskusgroßer Fladen, an den Rändern gefährlich ausgefranst, gezackt, leuchtend und blitzschnell…

Damona hatte ihr Kleid an der Seite aufgerissen, damit sie eine bessere Bewegungsfreiheit hatte. Mit einem wahren Panthersatz war sie über den Tresen gesprungen. Jeffrey Lloyd begriff noch immer

nicht, in welch einer furchtbaren Gefahr sie alle schwebten! Sie stieß ihn zurück, warf sich auf ihn und zerrte ihn zu Boden.

Der schwarze Schatten verfehlte sie und den Keeper, sauste heulend wie ein Derwisch über sie weg und knallte in die gut sortierte Bar. Wieder klirrte und schepperte es, wieder regneten Splitter nieder, diesmal gemischt mit einem Sprühnebel unterschiedlichster Alkoholika.

»Raus!« herrschte Damona den Keeper an, als der eine Frage stellen wollte. Auf allen vieren robbte er los. Auf die lederbespannte Tür zu, die drei Yards entfernt in die privaten Hinterräume der Bar führte…

Einen halben Yard davon entfernt, sprang er auf, stürzte auf die Tür zu, riß sie auf und war draußen. Damona war hinter ihm. Aber an der Tür stoppte sie ab. Die verzweifelten Schreie der anderen Gäste schnitten förmlich durch ihren Geist.

»Kommen Sie doch!« schrie Jeffrey. »Die Leute können doch zum Vordereingang raus!«

Aber das konnten sie nicht! Vor der zerplatzten Tür lag eine schimmernde schwarze Barriere! Ein magischer Schutzschirm!

Jeffrey Lloyd machte einen Schritt auf Damona zu, wollte nach ihr greifen und sie mit sich zerren. Sie wich seiner zugreifenden Hand aus. »Ich komme nach. Sehen Sie zu, daß Sie hinauskommen. Rufen Sie Scotland Yard an. Verlangen Sie Inspektor Ben Murray. Schnell, bevor es zu spät ist!« herrschte sie ihn an, als er immer noch nicht reagierte. Dann war sie bereits unterwegs.

Der Keeper schrie hinter ihr gellend. Damona fuhr halb herum.

Jeffrey Lloyds Hand war noch kurz zu sehen – eine blutige, wie von Feuer übergossene Masse, die von wabernder, grauschwarzer Tinte umflirrt wurde. Dann verdichtete sich das Schwarz, Jeffrey Lloyds Hand war nicht mehr zu sehen, er selbst auch nicht. Damit hatte sich auch an dieser Tür der schwarze Vorhang manifestiert! Alle Ausgänge waren jetzt versiegelt.

Das bedeutete, daß sie mit den anderen Gästen in der Falle saß.

Aber auch, daß derjenige, der für dieses Tohuwabohu verantwortlich war, ebenfalls anwesend sein mußte…

Damona federte los, ihre Blicke wischten durch das Halbdunkel, erspähten den Schatten. Er sauste kreuz und quer durch die Bar, peitschte gegen Decke und Wände, zerschmetterte die Einrichtung, als wäre sein Toben unkontrolliert – dann beschrieb er plötzlich einen Halbkreis, wirbelte jaulend über die Köpfe der wie bei einem Fliegerangriff zu Boden stürzenden Menschen und raste schon wieder auf Damona zu!

Etwas Glühendes strahlte von ihm aus. Aber dieser Schatten war nicht der eigentliche Gegner. Es mußte jemanden geben, der ihn lenkte! Hier, unter den anderen Gästen!

Sie spürte *zwei* dämonische Ausstrahlungen wie einen üblen Pesthauch der Hölle im Raum hängen. Eine kam ganz klar von dem irrsinnigen Schatten. Die andere wurde davon überlagert, konnte nicht exakt bestimmt werden.

Damona rannte leicht geduckt. Das Schreien und Kreischen der Menschen stach in ihre Ohren. Sie sah ihre Handtasche auf dem Tresen liegen. Das war ihr Ziel, denn in der Handtasche hatte sie den Derringer, der mit silbernen und geweihten Kugeln geladen war – eine Munition, die kein Schattenwesen verdauen konnte.

Aber sie erreichte dieses Ziel nicht.

Der Schatten wischte flirrend heran. Damona mußte ausweichen.

Ein Hechtsprung zur Seite. Zwischen zwei Tischen und ihren umgestoßenen Stühlen kam sie auf, rollte ab, war weg, bevor der Schatten sie zerschmettern konnte.

Der Hüne, der vorhin so nachdrücklich nach dem Keeper verlangt hatte, hatte nicht so schnell reagiert. Der schwarze Fladen war auf dem Rückweg. Dabei war ihm der Hüne im Weg. Er wurde voll getroffen. Die muskelbepackte Gestalt straffte sich, ein Zittern verlief von oben nach unten durch den breiten Rücken des Mannes.

Damona war an dem Platz, an dem sie vorhin ihren Scotch getrunken hatte. Ein Griff. Die Handtasche! Sie wirbelte sie am Trageriemen mit sich.

Der Hüne drehte sich währenddessen torkelnd herum, seine Hände wischten zuckend durch die Luft.

Das Gesicht des Mannes war wie von einer grausigen Säure zerfressen!

Zernarbt, eine einzige blutigrote Wunde, in der die Augen fürchterlich unversehrt saßen, jedoch verändert waren: Es waren keine Menschenaugen mehr, sondern – schwarze Steine inmitten des zerstörten Gesichts.

Und der Blick dieser steinernen Augen richtete sich jetzt auf Damona, und sogleich stakste der Mann los. Er bewegte sich wie ein Roboter, obgleich er mit dieser Verletzung eigentlich schon nicht mehr hätte aufrecht stehen dürfen.

Damona brachte Distanz zwischen sich und den Besessenen. Kein Ziel bieten. Beweglich sein. Ihre Hand stach zur Tasche, erstarrte aber. Sie konnte doch nicht auf diesen armen Teufel schießen…

Aber andererseits wußte sie jetzt, welches Schicksal ihr blühte, wenn der schwarze Fladen sie traf.

Kampflos wollte sie da nicht zurückstecken.

Der Schemen war verschwunden… Damona ließ den Derringer, wo er war, sie hätte sowieso keine Zeit mehr gehabt, ihn zu ziehen.

Die Menschen schrien fürchterlich. Die Türen waren blockiert.

Niemand kam hinaus. Der schwarze Derwisch jagte orgelnd und

winselnd herum. Und schoß auf Damona zu! Sie hechtete nach vorn, das dämonische Etwas klatschte über ihr an die Wand, versprühte stinkende Schwefeldämpfe, die auf sie herunterprasselten. Nadelscharfe Stiche schmerzten dort, wo die winzigen Schwefelpünktchen trafen.

Irgendwo loderte Feuer hoch. Ein intensiver Rauchgestank breitete sich aus. Die Holzverkleidungen wankten, ebenso die Säulen, die mit Plüschwerk verziert die Deckenbalken hochhielten. Der schwarze Schatten tobte wie verrückt. Verputz krachte von der Decke, die Balken splitterten. Holz brannte lichterloh. Ein weiterer Mann wurde verletzt, brach jedoch im Gegensatz zu dem Hünen wimmernd zusammen, die Hände vors Gesicht geschlagen…

Damona half einer jungen Frau, obwohl ihr das Grauen selbst in Form des schwarzen Schattens im Nacken saß!

Der Schwarze wollte sie haben – nur sie war ihm wichtig, die anderen Menschen in dem Lokal waren für ihn nur unwichtige Komparsen in diesem Spiel des Schreckens. Aber Damona konnte nicht an ihre eigene Sicherheit denken, wenn so viele andere Menschenleben in Gefahr waren.

Sie warf sich rechtzeitig genug beiseite, um dem neuen Angriff des Höllenwesens zu entgehen. Der Schatten flirrte über sie weg, peitschte gegen eine andere Wand, versprühte Funken, ließ ein schauderhaftes Kreischen hören, das sich mit dem panikerfüllten Wimmern und Schreien und Schluchzen der Eingeschlossenen mischte.

Die junge Frau schrie ebenfalls. Flammenbündel schlugen von ihrem Rücken hoch. Verzweifelt wälzte sie sich über den Boden, um die Glut zu ersticken. Von der Decke regneten neue Feuerschlangen.

Rauch wirbelte. Der schwarze Schatten war darin hervorragend getarnt. Wenn er dieses Mal zuschlug, würde sie ihn erst im letzten Moment kommen sehen!

Damona warf sich auf die brennende Frau, fing einen Schlag ab, den diese nach ihrem Gesicht abschoß. »Ich will Ihnen doch helfen!«

Die Frau schrie und krallte sich an Damona fest. Ein Bein traf schmerzhaft ihren Unterleib. Sie krümmte sich zusammen, mußte loslassen. Die Tobende war weg… Taumelte auf die Füße … Wo war der Schatten? Aufpassen! – Da! Der Fladen jagte heran – genau auf die noch immer brennende Frau zu!

Damona riß sich hoch, mißachtete die stechenden Schmerzen in ihrem Körper, sprang – ein gewaltiger Satz, voller Verzweiflung, trug sie an die Brennende… Ein harter, brutaler Stoß in den Rücken schickte sie vornüber zu Boden. Damona folgte, vom eigenen Schwung mitgerissen. Etwas streifte sie. Zischende Glut harkte über ihren Schädel.

Sie warf sich auf die Frau, erstickte die Flammen, die sich in den

Kleidern festgesetzt hatten und weiterloderten, als würden sie von einem geheimnisvollen Wind aus dem Jenseits genährt. In diesem Sekundenbruchteil war sie ausschließlich auf die Frau konzentriert und bekam nichts von dem Geschehen um sich mit, obwohl sie es laut genug hörte: Inferno und Chaos.

Die Frau beruhigte sich, als die Flammen erloschen waren, stammelte etwas wie Dank, aber Damona hatte für solche Dinge keine Zeit. Eine Hand krallte sich von hinten in ihren Hals und drückte zu, gesplitterte Fingernägel bohrten und stachen in ihre Haut…

Der Hüne, dessen Gesicht von der dämonischen Säure zerfressen worden war!

Der Besessene!

Grunzend wuchtete er Damona hoch, wirbelte sie dann herum…

Er trug keine Waffe, doch war das auch nicht nötig, denn mit einem einzigen Schlag dieser mächtigen Pranken, deren Kraft jetzt bestimmt noch durch die Kraft der Hölle verstärkt war, konnte er sie mindestens genauso wirksam erledigen.

Soweit wollte sie es nicht kommen lassen.

Noch während er sie herumriß, sie an der Hand gehalten, mit ausgestrecktem Arm herumflog, hatte sie ihre Schrecksekunde weggepackt, ihr Körper war durchtrainiert genug, daß sie ihn einwandfrei unter Kontrolle behielt… Ihr rechter Fuß flog hoch … Das Knie rammte in die Magengrube des Mannes. Der klappte vornüber. Der nächste Schlag Damonas rammte voll in seinen Nacken … Das katapultierte ihn auf den Boden. Doch er wälzte weg – und kam wieder hoch. Damona wartete nicht, bis er wieder einsatzbereit war, sondern nahm Anlauf, griff an, täuschte einen rechten Schwinger vor – und ließ wieder ihren Fuß hochfliegen. Die Spitze des modischen Stöckelschuhs knallte dem Besessenen voll auf die verunstaltete Kinnspitze – und damit auch voll ins Zentrum seiner momentanen Aggressivität.

Er meldete sich ab.

Wie ein Steinbrocken sackte er diesmal nieder, krachte hin und blieb ausgestreckt liegen.

Ein fahler, spiralförmiger Schimmer löste sich aus seinem Schädel und verschwand in den wogenden Rauchbahnen.

Das Feuer breitete sich aus. Der Rauch ebenfalls. Und die Menschen drehten durch, obwohl irgend jemand aus vollem Hals schrie und die Leute aufforderte, Disziplin zu bewahren. Es klirrte und krachte. Weiter hinten war ein Teil der Decke heruntergebrochen.

Der Tresen stand in hellen, lodernden Flammen. Die weichen Stoffbespannungen der Stühle waren willkommene Nahrung für das Feuer. Damona sah drei schemenhafte Gestalten durch die Rauchschleier auf sich zujagen. Drei Frauen. Ihre Gesichter

verkündeten nichts Gutes. Sie waren nicht von Säure zerfressen, doch wirkten sie wie gefroren.
Die Frauen wollten sie packen.
Waren sie auch besessen? Oder suchten sie einen Schuldigen für dieses Chaos?
Der Geist des Schwarzen Druiden konnte doch nicht überall gleichzeitig sein. – Oder doch? Warum auch nicht?
Was wußte sie schon über diesen neuen, unheimlichen Gegner?
Ein Sausen und Jaulen – hinter ihr!
Sie riß sich förmlich zur Seite. Schmerzhaft prallte sie gegen eine weitere Deckenstütze, einen wuchtigen, knorrigen Balken, der mit Silberfarbe angesprüht war und so ziemlich poppig wirkte.
Dieses Mal hielt der Schatten elegant mit. Er hatte dazugelernt.
Damona kam zwar aus der direkten Gefahrenlinie heraus, aber das pfeifende, jaulende Ding war ihr auf den Fersen. Sie wirbelte um den Balken herum, wobei sie sich daran festhielt.
Der Schwarze jagte hinterher!
Damona packte zu, ein Ruck durchfuhr ihren Körper, dann kreiselte sie in die entgegengesetzte Richtung herum. Ihre Handtasche baumelte nach wie vor am linken Arm. Darin der Derringer. Aber sie zog ihn noch immer nicht. Die Menschen waren nur die willenlosen Sklaven des Dämons, wurden nur benutzt.
Die Ausläufer des fahl leuchtenden Rauches kräuselten bereits um ihre Knöchel. Abermals hatte sie den Schwarzen abhängen können, aber wie lange würde sie das noch schaffen? Wie eine Silvesterrakete tobte er durch den Raum.
Die Menschen wichen schreiend aus, behinderten sich gegenseitig, schlugen aufeinander ein.
Die drei Frauen jedoch blieben davon unbeeindruckt und rannten weiterhin mit vorgereckten, zu Krallen geformten Händen auf Damona zu. »Bleib stehen!« kreischte eine von ihnen. »Wir kriegen dich ja doch! Bleib stehen, damit wir dich dem Schwarzen Druiden darbringen können!«
»Ich will sie töten. Töten will ich die verdammte Hündin!« gellte die Stimme der anderen Frau, und auch die dritte hechelte: »Sie muß sterben! Sie ist eine abtrünnige Hexe! Und sie ist unserem Herrn ein Dorn im Auge!«
Sie stürzten vor, wollten sie in die Zange nehmen. Damona bluffte sie mühelos, ihr Oberkörper ruckte herum, die Beine stützten kraftvoll ab. Dann kreiselte Damona wieder zurück. Die Handtasche, am kurzen Riemen gehalten, war ein Geschoß – und das knallte sie den Besessenen um die Ohren.
Die Phalanx der Furien zerbröckelte.
Die Frauen gingen zu Boden, und Damona hatte wirklich Mitleid mit

ihnen. Sie konnten nichts dafür – ein grausamer Mordgeist lenkte sie. Auf jeden Fall würden sie auch später noch – nachdem der Dämon wieder ausgefahren war – diesen Schlag für eine Weile spüren. Aber sie würden leben. Damona zweifelte wirklich nicht daran, daß der schwarze Geist die für ihn nutzlos gewordenen Körper verlassen würde…

Den flirrenden, fahlgelben Schein nahm sie wahr – und das bewies ihr, daß sie richtig kombiniert hatte. Wie auch bei dem ausgeknockten Hünen, so wirbelte auch aus ihren Schädeln ein nebulöses Etwas hoch – und verschwand…

Diesmal sah Damona wohin.

Und rannte schon wieder. Den einzelnen Mann im rauchverhangenen Hintergrund der Bar hielt sie mit den Blicken fixiert. In seinen Augen waren die flirrenden Schemen verschwunden. Damona setzte alles auf eine Karte, wich umgestürzten Tischen und Stühlen aus, stieß Männer und Frauen, die durcheinanderliefen wie aufgescheuchte Hühner, aus dem Weg.

Der Mann saß da, als ginge ihn das Kreischen der Verletzten, der Eingeschlossenen, das Heulen und Wimmern der vor Angst und Fassungslosigkeit halb wahnsinnigen Menschen, die wirbelnden Rauchfahnen, die überall glostenden und lodernden Feuer überhaupt nichts an.

Reglos. Die Augen geschlossen. Ein dicklicher Mann in einem maßgeschneiderten, bestimmt teueren Anzug, mit unnatürlich großem Kopf, der direkt auf die Schultern aufgeklebt schien.

Die fleischigen Stummelfinger lagen auf dem Tisch, zu einem seltsamen Knäuel verschlungen.

Das war ihr Mann!

Dieser Mann strahlte das Dämonische aus, das hier tobte!

Der schwarze Todesschatten raste seitwärts heran. Damonas Körper streckte sich. Sie flog über einen am Boden verkrümmt liegenden Mann hinweg, setzte über einen einsam dastehenden Stuhl, stieß eine Frau beiseite… Sie fluchte, schlug nach ihr, dann sah sie den Schatten, der Damona hinterherflirrte. Ihr Gesicht verzog sich, die Augen wurden groß und weit, als sie mit einem grotesken Sprung wegstürzte. Damona setzte ihren Weg ebenfalls fort. Im Zick-Zack jagte sie auf den Mann mit den geschlossenen Augen zu.

Der dämonische Geist hinter ihr her. Er holte auf. Es wurde zu einem Wettlauf um den Tod. Damona spürte die eisige Ausstrahlung.

Schmerzhaft zog sich ihre Kopfhaut zusammen, als schäle sie sich vom Schädel ab.

Das Jaulen schwoll zu einem unerträglich lauten Pfeifen und Schrillen an.

Jetzt!

Damona stieß sich ab, flog durch die Luft, spürte die Kälte auf ihrem Schädel… wie sie darüberwischte. Dann spürte sie glühenden Schmerz, doch der kam nicht von der Schwärze des Dämonengeistes, sondern von ihrem Aufprall. Wie in einem billigen Western knallte sie auf einen der Bartische, der ging zu Bruch und sie schlug in einer Wolke aus splitterndem Holz und davonfliegenden Gläsern zu Boden und überschlug sich noch einmal.

Der schwarze Schatten aber hatte nicht abbremsen können – und schlug jetzt in den Mann mit dem gewaltigen Schädel! Ein Blitzschlag hätte nicht schlimmer wüten können! Aus dem, was soeben noch wie ein Mensch ausgesehen hatte, wurde eine aufgeblähte schwarze Qualle… Ein schwarzer Fleck. Dann zuckte ein reißender Blitz in die Höhe …

Ein gigantisches schwarzes Schattenwesen breitete sich aus, bildete zahllose Klauenhände aus, die durch den wirbelnden Rauch und die Flammen und das Knistern und Knacken des Flammenmeeres auf die verängstigt dastehenden oder umherirrenden Menschen zuflogen…

Damona hatte damit gerechnet, daß sie durch den Zusammenprall der beiden schwarzmagischen Pole ein paar Sekunden Zeit schinden konnte. Sie hatte sich verdammt geirrt. Der Druidengeist war blitzschnell…

»Jetzt ist Schluß mit der Vorstellung, Damona King!« dröhnte eine wütende, dunkle Stimme durch die verheerend aussehende Bar.

»Ich kriege dich… Ich habe Zeit und Geduld genug. Damit du das auch glaubst, werde ich es dir beweisen! Ich werde zuerst deine menschlichen Mitgefangenen töten! Einen nach dem anderen! Wie winselnde Ratten!«

Ein fanatischer Triumph, aber auch ein Hauch des einsetzenden Blutrausches vibrierten in der Stimme des Unheimlichen, während er gleichzeitig seine Ankündigung in die Tat umsetzte…

Eine seiner Klauenhände hatte einen Mann erreicht – und packte zu! Der Unglückliche schrie seine Angst gellend hinaus, dann erstickte sein Schrei in einem Röcheln! Damona riß ihren entsetzten Blick los. Sie mußte handeln, noch während der Druide mit seinem grausigen Werk beschäftigt war. Wie eine zustoßende Viper zuckte ihre Rechte in die Handtasche, fand den Perlmuttgriff des Derringers, packte zu.

Sie rollte herum, kam auf dem Bauch zu liegen, und Glassplitter knirschten unter ihr. Ihre Hand ruckte hoch, sie zielte – drückte ab!

Peitschend löste sich der Schuß, die geweihte Silberkugel fuhr auch aus dem kurzen, bulligen Lauf, begleitet von einer hellen Stichflamme – aber das war nicht alles!

Damona schrie gellend auf, als das silberhelle Gleißen aus ihrer Brust schlug! Eine Detonation direkt in ihrem Herzen schien das Silberleuchten auszuspeien! Die Schmerzen, die damit aufloderten,

waren unbeschreiblich! Von titanischen Gewalten wurden sie herumgeschleudert!

Das steinerne Hexenherz griff in den Kampf ein!

Das Silberleuchten geisterte blitzschnell durch den Raum, traf den Schemen des Druidengeistes noch vor der Kugel und schmetterte ihn zurück. Der schreiende Mann fiel zappelnd zu Boden und kroch davon. Der Schwarze löste sich auf!

Damona war in diesen Sekundenbruchteilen wie weggetreten, der ganze Trubel wurde zu einem fernen Pochen und Hämmern und Kreischen. Sie war nicht mehr Herrin ihres Körpers, ihrer Sinne. Sie taumelte wie betrunken. Flog. Mit einem weiteren wilden Schrei segelte sie wie eine Stoffpuppe davon, als die Ausläufer der Schockwelle sie trafen.

Schwarze Magie kämpfte gegen Weiße Magie!

Nein! gellte es in ihr. *Ich will nicht, daß das Hexenherz eingreift!* Irgendwie begriff sie, daß das ihre eigenen Gedanken waren.

Närrin! wisperte eine böse, kichernde Stimme. *Elende Närrin… Du weißt ja nicht, was du sagst. Nur ich kann dir helfen! Nur ich, denn der Schwarze Druide ist unheimlich stark …*

Nein! erwiderte Damona, halb besinnungslos.

Nicht um diesen Preis! Der dämonische Geist der Hexenherz-Präsenz Asyhra wurde mit jedem Mal stärker, jeder neue Einsatz des Hexenzaubers, der sich auf magische Weise in ihre Brust gegraben und dort neben ihrem richtigen Herzen festgesetzt hatte, stärkte Asyhra. Und im Gegenzug schwächte er den positiven Geist von Damonas toter Mutter Vanessa, der ebenfalls in diesem Herzen wohnte.

Ein weiteres hämisches Kichern war die einzige Entgegnung hierauf. Und ein neuer silberner Konterschlag gegen den Druidengeist.

Die Hexenherz-Präsenz handelte eigenständig, und Damona King war nicht mehr sie selbst, sondern die teuflische Asyhra!

***

Etwa zur gleichen Zeit machte sich Roger Ayscomb in der Nähe der London Bridge an die Arbeit. So pflegte er seine Tätigkeit zu bezeichnen, obwohl der Begriff ganz bestimmt nicht zutraf. Er war Profi-Taschendieb, und die düsteren Spelunken und verrauchten Pinten waren seine Jagdgründe.

Als er aus seinem klapprigen, nur noch vom Rost zusammengehaltenen VW stieg, fröstelte er. Es war dunkel, und von der Themse her rollte ein beständiges Glucksen und Rauschen. In den wattigen Nebelschwaden, die das gemauerte Ufer herauf in die engen Gassen trieb, schwang ein aufdringlicher Geruch von Tang und nassem Holz mit.

Roger Ayscomb schloß seinen Wagen ab, schaute sich unbehaglich

um und ging dann mit langen Schritten los. Er war noch jung, erst sechsundzwanzig, durchtrainiert, denn noch vor zwei Jahren hatte er auf Bodybuilding geschworen. Auch zwei Wettkämpfe hatte er mitgemacht, und beide Male nicht einmal schlecht abgeschnitten.

Diese Zeiten gehörten jetzt jedoch der Vergangenheit an. Er wollte Geld machen, und das schnell. Deshalb war er fast jede Nacht unterwegs. Er nahm, was sich ihm anbot. Hin und wieder verdiente er sich ein Zubrot, indem er in leerstehende Villen einbrach. Das aber nur, wenn die Tips aus seinem großen Spitzelkreis absolut zuverlässig und erfolgversprechend waren.

In der Ferne tutete das Nebelhorn eines Themse-Kutters, der um diese Zeit noch unterwegs war. Der Nebel lag dicht und kalt wie ein Leichentuch über dem dunklen Wasser.

Roger Ayscomb haßte solche Nächte. Sie kosteten ihn viel zuviel Nervensubstanz. Aber andererseits waren gerade bei dem Wetter die Kneipen und Pubs besonders voll, so daß er leichtes Spiel hatte.

Er hüstelte verhalten, bog in eine noch dunklere Gasse ein und beeilte sich. Der Red-Light-Pub lag nur ein paar hundert Yards oberhalb.

Es war eine Spelunke, in der hauptsächlich Hafenarbeiter und alte Seeleute verkehrten. Der Schuppen war verraucht und trutzig und dunkel genug…

Seine hastigen Schritte klopften auf dem gerundeten Pflaster der Gasse. Nebel schwirrten geheimnisvoll um Hausecken. Es nieselte leicht. Von den Dächern der schmalbrüstigen, tristen Häuser tropfte es. Aus einem Gullischacht ein paar Yards voraus stiegen weiße Dampfwolken.

Den Penner, der zusammengerollt am Straßenrand lag und die Schnapsflasche noch wie ein Baby im Arm hielt, sah Roger Ayscomb erst im letzten Moment. Fast wäre er über ihn gestolpert.

»Pack!« knurrte er und trat zu. Die Stiefelspitze traf den Alten in der Körpermitte, ließ ihn jedoch nur unwillig grunzen und ansonsten seinen Schlaf fortsetzen. Roger Ayscomb war bereits im Begriff, weiterzugehen. Er wollte sich nicht bei diesem Subjekt aufhalten. Da stoppte er doch. Er sah die anderen Schnapsflaschen. Wie konnte sich solch ein verwahrloster Kerl einen derartigen Schnapsvorrat leisten?

Ayscomb blieb stehen, beugte sich über die dunkle, in stinkende Lumpen gehüllte Gestalt. Der Mann war bestimmt erst knapp über dreißig, dennoch sah er aus wie ein alter Mann um die sechzig. Sein Gesicht war gefurcht, die Haare lang und fettig. Säuerlicher Atem, gemischt mit einer Schnapsfahne, die den stärksten Büffel umhauen konnte, fächelte Roger Ayscomb entgegen. Er verzog angewidert das Gesicht. Trotz seines Berufes hielt er sehr auf Etikette. Dreckige Menschen, Säufer, Langhaarige – waren ihm ein Greuel.

Jetzt überwand er sich. Seine Hände nahmen wie von selbst ihre Tätigkeit auf. Geschickt untersuchten sie die zerlumpte Kleidung des Penners, glitten in Taschen, dann unter die Kleidung, tasteten, suchten, wobei sich der Dieb immer wieder aufmerksam umschaute.

Er wollte bei seiner Tätigkeit nicht überrascht werden. Kein Aasfresser wollte das. Verstohlen verrichteten diese Wesen ihre Arbeit.

Manchmal, wenn er seinen moralischen Augenblick hatte, verglich er sich mit solchen Schmarotzern aus dem Tierreich.

Aber jetzt war ihm das egal. Er ertastete den Lederbeutel, den der Mann um den Hals trug. Der Penner murmelte etwas unverständliches und wälzte sich herum. Roger Ayscomb erstarrte, dann griff er wieder zu. Eine Messerklinge blitzte auf, ein Ruck, ein Schnitt, dann gehörte der Beutel ihm. Den dünnen Riemen hatte er routiniert durchtrennt. Der Penner schnarchte weiter.

Roger Ayscomb sah sich noch einmal um, ging dann weiter, öffnete im Gehen den Beutel. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen, als er die Pfundnoten sah. Bündelweise waren sie in den Beutel gestopft.

Er blieb stehen. Das gab es doch nicht. Wo hatte dieser versoffene Kerl bloß so viel Geld her? Aber es interessierte ihn nicht wirklich.

Jetzt gehörte dieses Geld ihm. Ein guter Anfang an einem miesen Tag, dachte er zufrieden und nahm die Pfundnoten, während er den Beutel achtlos wegwarf.

»Du kannst das Geld als eine Art Vorauszahlung ansehen«, sagte in diesem Moment die belustigte, jedoch im Unterton eiskalte Stimme hinter ihm.

Roger Ayscomb kreiselte mit einem erstickten Laut herum. Der hochgewachsene, schlanke Mann mit den Silberhaaren, die streng aus dem Gesicht zurückgekämmt waren, lächelte. Das konnte Ayscomb trotz der Düsternis sehen.

Roger Ayscomb spürte die Autorität, die von diesem Mann ausging, dennoch schlug er zu. Er traf nie. Der Silberhaarige bewegte sich wie der Teufel, er glitt zur Seite, stand plötzlich einfach nicht mehr dort, wo er gerade noch gestanden war.

Zugleich wurde über Roger Ayscomb ein hartes Flügelschlagen laut. Der Fausthieb des Silberhaarigen traf ihn, als er irritiert nach oben blickte – und dort einen bizarren Schemen sah…

Eine nackte Frau – mit riesigen Schwingen, die sie flatternd in der Luft hielt!

Er kippte um, die Welt drehte sich, die Frau stürzte sich auf ihn herunter.

»Nicht!« fauchte der Silberhaarige. »Wir brauchen das Herzchen noch. Er wird begreifen, daß er am kürzeren Hebel sitzt.«

Die Geflügelte krächzte häßlich und wuchtete sich aufwärts, elegant schwebte sie hoch und verhielt flatternd.

Ayscomb jedoch rappelte sich stöhnend herum. Er war kein Schwächling, aber dieser Silberhaarige verstand etwas vom Zuschlagen. Er kannte die Stellen, wo man verdammt empfindlich war. Das lernte Roger Ayscomb jetzt. Bevor er etwas sagen konnte, traf ihn der nächste Schlag. Und der nächste. Und noch einer. Systematisch wurde er zusammengeschlagen, bis er nur mehr keuchend am Boden lag, die Kühle und Nässe schmeckte, die aus dem Pflaster hochstieg und dazu sein Blut, das ihm aus der aufgeschlagenen Lippe tropfte.

»Hör… auf!« röchelte er. »Es – es reicht!«

»Das freut mich, Junge«, erklang die immer noch belustigte Stimme über ihm. »Dieser Art von Überzeugungskunst gefällt mir nämlich nicht sonderlich.«

»Was – was wollen Sie von mir? – Das Geld?«

»Nein. Ich habe dir doch gesagt, daß du es als eine Art Vorauszahlung betrachten kannst. Als Anzahlung, genauer gesagt. Denn die zweite Rate wird noch wesentlich besser aussehen.«

Roger Ayscomb stemmte sich auf die Ellbogen, hatte Angst, jeden Moment wieder geschlagen zu werden und richtete sich auf. Im Dunkel der regnerischen und nebligen Nacht puffte sein Atem vor seinem aufgerissenen, keuchenden Mund. Er sah den Mann, der ihn so grausam fertiggemacht hatte, nur als Schemen. Groß, düster, mächtig.

»Was soll ich für Sie tun?«

»Das, mein junger Freund, werde ich dir sagen. Es freut mich, daß du vernünftig geworden bist.« Ein kurzes Auflachen. Die Faust war plötzlich da, packte Ayscombs Revers und riß ihn hoch. Wie eine Puppe stellte ihn der Silberhaarige auf die Füße.

»So, jetzt können wir vernünftig reden«, meinte er. »Du bist jung, gesund, durchtrainiert, außerdem ein gottverdammter Dieb. Nicht einmal vor dem miesen Pennbruder hast du Halt gemacht. Also wirst du auch meinen Auftrag ausführen können.«

»Sagen Sie mir endlich, was für einen Auftrag!«

»Oho, der Kleine wird bereits wieder frech…«

»Nein!« entgegnete Ayscomb schnell, als er die erhobene Hand des Silberhaarigen sah. »Ich – ich wollte nur…«

»Egal, was du wolltest. Du wirst für mich einen Diebstahl begehen. Bei einem gewissen Jonathan Sheffielt-Rouven. Er ist Antiquitätenhändler. Und er hat etwas in seinem Privatbesitz, das ich haben will.«

»Was?«

»Ein schwarzes Zepter. Ein Zepter aus einem völlig schwarzen, steinartigen Material.«

»Und – und warum soll ausgerechnet ich…«

Der Silberhaarige – der niemand anders war als Zarangar, der

Mensch-Teufel – lächelte böse. »Weil du jung bist – jung und gesund. Und – weil ich das so will. Fragen stellst du nicht. Klar?«

Roger Ayscomb nickte und fühlte die eisige Klammer um sein Herz. Das Flügelschlagen über ihm zeigte ihm sehr deutlich an, daß er die geflügelte Frau wirklich gesehen und nicht nur geträumt hatte.

Wer war dieser Mann?

Er kam ihm jedenfalls so vor wie der Leibhaftige persönlich, und mit dieser Vermutung traf er fast ins Schwarze, aber auch das wußte er nicht. – Noch nicht.

»Wann?« fragte Ayscomb.

»So schnell wie möglich. Noch in dieser Nacht.« Ein Rascheln. Der Silberhaarige hielt ihm einen kleinen Zettel hin, dann ein Foto. »Hier hast du die Adresse, eine Skizze der Wohnung und darauf eingetragen den genauen Standort des Zepters. Du wirst keine Schwierigkeiten haben, wenn du so geschickt bist, wie man mir gesagt hat. – Auf dem Foto siehst du das Zepter. Es ist nicht zu verwechseln.«

Ayscomb schaute nur flüchtig darauf. Es war zu dunkel in der Gasse, als daß er Einzelheiten hätte erkennen können. Er nickte.

»Okay. Ich – ich tu's.«

»Natürlich tust du's.«

»Und was das Geld angeht, ich meine – die zweite Rate…«

Ayscomb brach ab, seine Stimmbänder versagten einfach. Vor Grauen gebannt starrte er auf die Knochenklaue, die er erst jetzt sah.

Fahl schimmerten bleiche, leicht gelbliche Knochen. Die Hand bewegte sich. Schwebte heran und streichelte über Roger Ayscombs Wange. Deutlich spürte er den brüchigen Knochen, die winzigen Unebenheiten.

Er fror. Würgende Angst saß in seinen Eingeweiden und riß und wühlte darin. Aber Flucht war unmöglich – oder? Gänsehaut überlief seinen Körper, als er zurückwich. Er schaffte es auch, zwei Schritte rückwärts zu machen, aber dann prallte er gegen die rauh verputzte Hauswand.

»Noch Fragen, Kleiner?«

»Nein. Keine mehr. Oder doch…« Ayscomb wußte selber nicht, woher er den Mut hierzu nahm. »Der Haken an der Sache. Es gibt doch einen Haken, oder? Sonst hätten Sie doch nicht mich genommen. Mann – warnen Sie mich wenigstens, damit ich darauf vorbereitet bin …«

»Der Haken«, sagte der Weißhaarige bedächtig, wobei er wieder zu ihm kam und dicht vor ihm stehenblieb und auf ihn heruntersah.

»Der Haken an der ganzen Sache ist der, daß du sterben wirst, sobald du das Zepter in der Hand hast.«

***

»Er ist weg!« schrie eine sich überschlagende Stimme. »Dieser verdammte Schattenmann ist weg! Der Weg ist frei!«

Füße stampften ein wildes Stakkato auf den mit Trümmern übersäten Boden. Das Knistern und Lodern der Flammen wurde davon übertönt.

Das Gefühl unglaublicher Einsamkeit und Verlassenheit verging.

Es kam Damona King so vor, als würde sie aus unglaublichen Fernen in die Heimat zurückkehren, dabei war sie körperlich nie fort gewesen. Mit ihrer Wahrnehmung, ihrem Denken und Fühlen war das etwas anderes… Für einen nicht meßbaren Zeitraum war sie da nicht mehr sie selbst gewesen. Ihr Körper hatte einem anderen, fremden – bösartigen – Geist gehorcht. Dem der Roten Hexe Asyhra!

Diese Erkenntnis war schlimm. Irgendwie lähmend. Aber dann begriff Damona, daß der eiserne Druck der Hexenherz-Präsenz verschwunden war, daß sie wieder eigene Gedanken dachte… Sie war aus den Tiefen ihres Unterbewußtseins aufgetaucht, um wieder Platz in ihrem Körper einzunehmen. Asyhra, die Teuflische, hatte die Kontrolle über diesen Körper nicht behalten können.

Oder nicht behalten wollen?

Noch nicht behalten wollen?

Aber diese Fragen stellte Damona vorerst zurück. Sie hatte ganz andere Sorgen. Bewegen konnte sie sich. Ihr Rücken schmerzte aber, und in ihrem rechten Arm steckten eine Menge Glassplitter. Das bemerkte sie, als sie sich auf die Füße kämpfte. Das Blut sickerte aus den kleinen Wunden und ein gemeines Brennen rumorte darin.

Damona zwang sich, keine weitere Zeit zu verlieren. Sekunden mußten über Leben und Tod entscheiden. Ringsum präsentierte sich eine Flammenhölle. Die Sunshine-Bar brannte, und niemand konnte diesen Brand jetzt noch stoppen. Hustend suchte sich Damona ihren Weg durch dieses lodernde, grellrote, gelbe, orange Inferno, in dem der Rauch wie mit gierigen, saugnapfbewehrten Tentakeln nach ihr greifen wollte. Schatten geisterten vor ihr durch das irrlichternde Rot. Gefangene wie sie.

Niemand nahm von ihr Notiz. Wie eine aufgescheuchte Herde drängten die Männer und Frauen zu den Türen, die jetzt offenbar nicht mehr blockiert waren. Schwächere wurden rücksichtslos beiseite gestoßen.

Ein Mann taumelte schreiend auf Damona zu. Seine Haare hatten Feuer gefangen. Sie riß sich das Kostümjacket vom Leib und drückte es auf die ersten Feuerzungen. Der Mann schluchzte und hustete.

Seine Augen tränten von dem beizenden Rauch.

»Kommen Sie!«

Damona zerrte ihn mit sich. »Diese Richtung!« herrschte sie ihn an, als der Mann noch immer halb benommen nach rechts schwenken wollte.

Huschende Schatten, Feuerreflexe. Rauch. Schreie. Schritte, Gepolter. Damona konnte kaum mehr atmen. Stechende, glühende Schmerzen explodierten in ihren Lungen, sooft sie Luft holte. Der Mann torkelte schwerfällig hinter ihr her. Keuchend schleppte sie ihn mit sich.

Sie wurde angerempelt, drehte sich würgend halb um die eigene Achse, wurde aufgefangen.

»Dort hinüber…«, schrie jemand. »Dort ist die Tür!«

Sie merkte, daß sie selbst beinahe die Orientierung verloren hätte.

Reißende Geräusche verursachten die Flammen. Dort, wo der Mann mit dem großen Schädel gesessen war, der Träger-Körper des Druiden-Geistes, brach die Decke ein. Krachend polterten Putz, Mörtel und Steine herunter. Staub wallte zusätzlich zu den Rauchschwaden.

Plötzlich aber umgab Damona frische Kühle, ein Luftzug, es wurde dunkel… Sie schirmte die Augen ab, riß sie verzweifelt auf. Die Tür … Sie stand offen. Ein Mann lief auf sie zu.

»Ich helfe Ihnen!«

Kräftige Hände packten zu, zogen sie in Sicherheit und mit ihr den Mann, der sich schutzsuchend an ihr festkrallte. Ihr Jackett hielt er über seinen Kopf gepreßt.

»Helfen Sie ihm«, keuchte Damona und schob den Mann vor.

Der Helfer, dessen Gesicht sie nur schemenhaft sehen konnte, erwiderte etwas. Sie verstand es nicht einmal richtig, denn sie war schon wieder auf dem Weg zurück in die Flammen.

»Halt! Sie können doch nicht…«

Damona schnappte sich den feuchten Stoffetzen, den ihr der Mann hingehalten hatte und sparte ihren Atem, indem sie einfach keine Antwort gab. Ein dünnes, wimmerndes Schreien hatte sie gehört – nur ganz kurz. Aber für sie lang genug. Solange noch Menschen in dieser Feuerhölle steckten, würde sie nicht hinausgehen.

Sie tauchte wieder ein in das flammende, tanzende, unwirkliche Chaos. Stolpernd kam sie nur vorwärts. Überall lagen Trümmer.

Eine Hand ragte hoch. Verkohlt. Reglos.

Damona beugte sich vor, sah das Gesicht… Der Mann war tot.

Sein Schädel zerschmettert. Einer der Deckenbalken war auf ihn niedergestürzt.

Weiter. Das Wimmern kam jetzt von links. Dort loderten Flammen in schreiigem Gelb, Fratzen schienen darin zu tanzen. Eine junge Frau kauerte dahinter, die Hände entsetzt vors Gesicht geschlagen.

Vor ihr lag jemand…

Damona nahm ihren ganzen Mut zusammen und stürzte sich durch den Flammenvorhang. Rechter Hand brach wieder ein Teil der Decke durch. Krachend rumpelten die Steine herunter. Ein Balken folgte, verfehlte Damona jedoch.

»Kommen Sie!« rief sie der jungen Frau zu. »Nein!« schluchzte sie

und warf sich mit ausgebreiteten Händen über den reglosen Mann, der vor ihr lag. »Ich lasse Jimmy nicht im Stich! Wir wollten heiraten – übermorgen…«

Qualm umflirrte sie. Funken stoben wie tausend verdammte Teufel durch die stickige Luft. Damona zog die junge Frau auf die Füße, dann kümmerte sie sich um den Mann. Er lebte. Sein Atem ging schwach.

»Er ist tot! Er…«

»Halten Sie den Mund – und laufen Sie los. Er ist nicht tot. Ich komme mit ihm. Los –, laufen Sie!«

»Ich lasse ihn nicht im Stich!« Damona versetzte ihr eine Ohrfeige.

Das wirkte Wunder. Die zierliche, schwarzhaarige Frau taumelte los, Flammenzungen griffen und leckten nach ihr. Sie schrie, als ihre Haut versengt wurde und rannte instinktiv in die Richtung, die ihr Damona gezeigt hatte.

Der Mann war schlank, aber dennoch nicht leicht. Damona schwitzte. In Strömen lief ihr das salzige Wasser über Gesicht, Nacken und Rücken. Und verklebte augenblicklich Haut mit Kleidung. Es stank. Der Ärmel ihres Kleides schwelte – und fing puffend Feuer. Damona schlug die züngelnden Flammen aus. Sie packte den Besinnungslosen unter den Achseln und zog und schleppte ihn mit sich. Die offenen Türen bewirkten, daß den Flammen Luft zugeführt wurde. Das ließ sie noch höher auflodern. Die rote, tanzende, glutheiße Wand puffte auf Damona und den Reglosen zu.

Eine gewaltige Kraftanstrengung, und sie hatte ihn sich über die Schulter gewuchtet. Sie ging in die Knie, riß sich zusammen. Die Zähne zusammengebissen, lief sie los. Nicht schnell, doch so schnell es ging. Der Oberkörper des Mannes baumelte über ihren Rücken, die Arme schlenkerten hin und her.

Damona stürzte, als der dunkle Schlund, der der Ausgang aus dieser Hölle war, greifbar nahe vor ihr auftauchte. Ihre Haut war gerötet, an den Wangen aufgeplatzt. Die Brauen versengt. Blut pulste und dröhnte in ihren Ohren. Die Anstrengung war zu groß. Keine Luft bekam sie in ihre Lungen, die bereits ebenfalls aus Feuer zu bestehen schienen. Ein verzweifelter Kampf Mensch gegen die epochale Gewalt des Feuers ging seinem Ende zu…

Damona verlor…

Die Welt verschwamm in dem dunstigen Rauch. Damona kroch weiter, riß sich die Knie blutig und zog den Mann hinter sich her.

Dann hatte sie die Tür erreicht. Sie hörte eine Sirene. Noch eine.

Auf- und abschwellende Jaultöne, die ihr sagte, daß die Feuerwehr da war. Vielleicht auch schon die Polizei…

Sie richtete sich wieder auf, schleppte den Mann weiter, der jetzt zu sich gekommen war und stöhnte.

Mit letzter Kraft taumelte sie einem Feuerwehrmann in die Arme.

»Sie – müssen ihn…«

»Schon gut, Miß!« keuchte der Mann. »Ich bin da, ich hab ihren Freund! Tapferes Mädchen…«

»Sie müssen Sie aufhalten!« schrie ein anderer. »Die ist so verrückt und geht noch einmal hinein!«

»Was -?«

Damona schöpfte tief Luft. Es war eine Wohltat. Ihr Brustkorb pumpte. Wasserstrahlen fauchten in die Flammen, entfachten ein Zischen und noch mehr Rauch.

»Niemand mehr drinnen…«, wehte ein weiterer Satzfetzen an ihre Ohren. Hände ergriffen sie, führten sie nach draußen, einen langen Korridor entlang, durch den ebenfalls der Rauch bereits wogte.

Drei, vier Feuerwehrmänner, die in ihren klobigen Uniformen sowie den massigen Helmen und den Äxten wie vorgeschichtliche Krieger aussahen, eilten in entgegengesetzter Richtung an ihnen vorbei.

»Wir schaffen es!«

»Da ist noch jemand…«

»Ich hab sie… Schnell, Notverband … Keine Angst, Kleine, das schaffen wir …«

Nicht sie war gemeint. Irgend jemand anders. Damona ging wie aufgezogen mit. Der Mann, der sie nach draußen führte, war hinter ihr. Sie konnte ihn nicht sehen, nur fühlen. Ein guter Mann. Er machte sich Sorgen um sie und um all die anderen Leute, die dieser Feuersbrunst ausgeliefert waren.

Draußen geisterten Scheinwerferlichter umher, Stimmen brüllten Befehle, Wasser zischte. In weiten, silbernen Bahnen flirrten die Strahlen durch die triste Nacht auf das in hellen Flammen stehende Gebäude. Rauch wogte in dicken Schmierern hoch.

»Sie hat eine Rauchvergiftung…«, hörte sie den Mann sagen, der sie im Arm hielt. »Schnell … Notarztwagen …«

»Schon da, Freddy!«

Eine andere Stimme fuhr dazwischen, aufgeregt, außer sich; Jeffrey Lloyds Stimme. »Miß King!«

Sie gab keine Antwort. Ihr Kopf pendelte hin und her. Sie fühlte die Übelkeit wie eine Lavawelle hochsteigen und würgte und hustete, während ihre Hände wie von allein in den juckenden Augen rieben.

»So viele Menschen gerettet…«, wehte eine andere Stimme heran.

»Wenn Miß King nicht gewesen wäre…«

Es war zuviel. Ihre Lebensgeister waren einfach nicht stark genug.

Die Lavawelle blähte sich auf und zerriß die dünnen Fäden, die sie noch mit dem Bewußtsein verbunden hatten.

Sie glaubte, in einen dunklen, endlosen Schacht zu stürzen. An den Wänden klebte Blut. Sie schrie.

Daß zwei besorgte Sanitäter sie hastig auf eine Bahre legte,

zudeckten und dann in einen Rotkreuzwagen schoben, merkte sie schon nicht mehr.

Und sie hörte auch nicht, was einer dieser beiden Männer voller Mitleid sagte: »Hoffentlich kommt sie durch.«

»Mit diesen Verbrennungen?« meinte der andere zweifelnd und preßte die Lippen aufeinander, wobei er den Kopf schüttelte. Nein, er hatte nicht viel Hoffnung.

Andere Notarztwagen trafen ein. Ebenso zwei zusätzliche Löschfahrzeuge der Feuerwehr. Und auch die Polizei war an Ort und Stelle. Um das brennende Gebäude herum war die Hölle los. Hektik und Aufregung herrschte. Verbissen kämpften die Retter um jedes Menschenleben.

Der Rotkreuzwagen mit Damona King raste los. Brandherd und Aufregung und Lärm blieben zurück…

***

Den Anblick der fetten, pulsierenden Spinne würde Roger Ayscomb nie in seinem Leben vergessen. Er würgte schon, wenn er nur daran dachte. Es war keine normale Spinne gewesen, denn sie war faustgroß gewesen, richtig aufgebläht. Und das war kein Wunder, denn noch während er, Roger Ayscomb, entsetzt auf den Silberhaarigen gestarrt hatte, hatte die Spinne dessen Blut getrunken. Mit unbeteiligtem Gesicht hatte der Silberhaarige das zugelassen.

Und ihm nachgeschaut, wie er torkelnd davongerannt war. Alles war besprochen. Alles war klar.

Roger Ayscomp lief noch immer, eine innere Automatik hielt ihn am Laufen, ließ nicht zu, daß er stehenblieb.

Seine Gedanken jagten sich, fieberten förmlich. Er wußte, daß da noch etwas war. Etwas, an das er sich jetzt nicht mehr erinnern konnte, das ihm der Mann mit den silbernen Haaren und dem stechenden Blick voller Hohn gesagt hatte.

Roger Ayscomb hetzte weiter. Sein Atem flog rasselnd. Er hielt sich in den Schlagschatten der Häuserfronten, wählte instinktiv nur düstere, enge Gassen, damit er nicht gesehen wurde.

Dann hatte er seinen VW erreicht. Er schloß auf. Seine Hände zitterten. Die Tür riß er förmlich auf, dann tauchte er hinein. Der Zündschlüssel verfehlte das Schloß. Roger Ayscomp fluchte. Beim dritten Versuch hustete der Motor spuckend los. Jetzt verwünschte Ayscomb seine Angewohnheit, mit einem gestohlenen Wagen zur

›Arbeit‹ zu fahren.

Er ließ den VW losrumpeln. Die Fenchurchstreet hoch. Gebäude jagten vorbei, trutzige Schemen. Er nahm sie wie in Trance wahr.

Er versuchte, wieder zu sich selbst zurückzufinden. Sich den genauen Ablauf des Gesprächs mit dem Silberhaarigen ins Gedächtnis zu rufen.

Überraschenderweise klappte das. Er sollte das schwarze Zepter besorgen. Eine leichte Sache. Einen Vorschuß dafür hatte er kassiert.

Zehntausend Pfund. Eine Menge Geld für ein solch todsicheres Unternehmen.

Er würde dem Antiquitätenhändler das kostbare Stück unterm Hintern wegstehlen. Für so viel Kohle würde er das sogar beim Leibhaftigen persönlich versuchen.

Wenn er das Zepter hatte, würde er es am vereinbarten Treffpunkt seinem mysteriösen und unheimlichen Auftraggeber abliefern. Und den Rest des Geldes kassieren. Danach kam dann das schöne Leben, von dem er schon so lange träumte.

Roger Ayscomb schöpfte keinen Verdacht. Nicht einmal mehr Angst hatte er vor dem Silberhaarigen mit der Skelettklaue, was genauso unnatürlich war wie die Tatsache, daß er sich an ganz wesentliche und für ihn entscheidende Teile seiner Unterredung mit ihm nicht mehr erinnerte. Für beides hatte der Familiaris-Dämon des Mensch-Teufels mit einem relativ harmlosen, dafür aber um so wirksameren Zauber gesorgt.

Für Roger Ayscomb würde es kein *danach* geben.

Er war nur ein Handlanger, und die opferte Zarangar bedenkenlos, sobald sie ihre Schuldigkeit getan hatten.

***

Selbst für einen Unbeteiligten mußte es auf den ersten Blick wie ein Heiligtum aussehen, obwohl die Umgebung kaum passend war!

Ein hoher, kalter, dunkler Raum. Die Wände mit Stahlummantelung versehen. Eine schmale Steigleiter verlief aus der Höhe herunter. Gewaltige Schotts waren hermetisch verschlossen. Das dumpfe Summen böser Energie war allgegenwärtig.

In Zentrum dieses hallenartigen Raumes war ein primitiver Katafalk aufgebaut. Hölzerne Latten waren roh zusammengenagelt worden und stellten nun den Altar dar. Schwarzes Samt bespannte ihn.

Auf diesem Samt ruhte eine kreisrunde, silberne Schale, die entfernt an die Form einer Muschel erinnerte. In dieser Schale lag die kopfgroße Kugel aus elfenbeinhellem, rotgeädertem Kristall.

Die Kugel, die seit Jahrhunderten ein Gefängnis war!

Das Zeitgrab des bösen Druidengeistes!

Schlagartig begann sich jetzt etwas im Innern der Kritallkugel zu regen. Zuerst nur ein schwarzes, flackerndes Glimmen – blutig rot, düster – gespenstisch. Eine Drohung aus dem Jenseits. Doch niemand war da, der diese Drohung hätte sehen oder verstehen können.

Das Glimmen wurde intensiver, zu einem Pulsieren. Geisterhaft zuckten jetzt Schatten und Licht von der Kristallkugel aus, wanderten verstohlen über den schwarzen, glänzenden Samt des primitiven

Schreins, zitterten weiter, glitten über Boden, Decke, Wände.

Der hohe Raum, in dem das Zeitgrab lag, schien zu einem unheimlichen Leben erwacht.

Genau wie der, der in der Kugel gefangen gehalten wurde. Der Geist des Schwarzen Druiden…

Sein Zauber war bereits wieder mächtig. Er konnte damit die Fesseln dieses Grabes überwinden. Er konnte *hinausgreifen*, in die reale Welt, die Barrieren des Grabes durchdringen. Der böse Geist fieberte der Befreiung entgegen. Sein Haß war grenzenlos. Haß auf alles, was gut war.

Seine Zeit war gekommen. Der Plan perfekt und bereits in der Ausführung. Mit Zarangar hatte er einen starken Verbündeten. Als er den Mensch-Teufel aus dem Zeitgrab entlassen und wieder in die Welt der Menschen befördert hatte, hatte er gewußt, daß es nur mehr eine Frage von Stunden, höchstens Tagen sein würde, bis er in Freiheit war.

Er hatte sich nicht getäuscht, denn Zarangar war bereits aktiv geworden. Er hatte den Handlanger gefunden, den er ihm genannt hatte. Roger Ayscomb. Er war der Auserwählte. Er war *sein* neuer Körper. Der Körper des Schwarzen Druiden. Jung und gesund und kräftig.

Damit konnte er seinen restlichen Plan, den er Zarangar selbstverständlich verschwiegen hatte, unverzüglich und mühelos in die Tat umsetzen.

Ein großer Plan…

Die bösartige Energie des hohen, stahlverkleideten Raumes floß unablässig in die Kristallkugel ein und nährte den Geist des Schwarzen Druiden. Ja, seit er samt dem Zeitgrab von einem ahnungslosen Menschen gefunden und hierher gebracht worden war, war er rasend schnell zu Kräften gekommen. Die summende, knisternde Energiefülle dieses Ortes tat ihm gut. Er war stark geworden. So stark, daß er Ableger seines Geistes sogar bereits hinausprojizieren konnte. Eine seiner ersten Aktionen war es gewesen, den Menschen, dem er dies alles verdankte, unter seine Kontrolle zu bringen. Seine Kollegen ebenfalls. Jetzt verehrten sie ihn als Gott. Manchmal opferten sie ihm auch ihresgleichen.

Der böse Geist des Schwarzen Druiden verspürte die wilde, pochende Vorfreude, und er dachte an den Plan, den er nach seiner Befreiung durchzuführen gedachte. Er dachte an längst vergangene Zeiten und an seine damaligen Schutzherren.

Ihnen wollte er sich wieder anschließen.

Doch zuvor mußte er sich selbst und dann sie befreien!

Er wußte, sie lebten, doch waren sie wie er gebannt und momentan handlungsunfähig. Das würde er ändern. Er hatte die Macht dazu.

Wenn er es schaffte, würden sie in seiner Schuld stehen und ihn zumindest wieder als Verbündeten akzeptieren.

Er würde sie befreien, und es würde nicht einmal so schwierig sein wie seine eigene Befreiung. Sie waren nicht in Zeitgräber gefangen, sondern – in normalen menschlichen Körpern! Ihre Erinnerungen waren verschüttet, so daß sie momentan weder um sich selbst noch um ihre gewaltigen Kräfte wußten und ein monotones, tristes menschliches Leben lebten.

Er würde sie befreien…

Dieser Gedanke war ihm das erste Mal in den Sinn gekommen, als er von ihrer unwürdigen Gefangenschaft erfahren hatte und er beherrsche ihn, seit seine eigene Befreiung in so greifbare Nähe gerückt war. Er würde sie befreien, und dann – Das Leuchten der Kristallkugel wurde schwächer, doch erlosch es nicht mehr. Der Druidengeist blieb wachsam. Besonders Zarangar behielt er mit seinen magischen Möglichkeiten im Auge. Der Mensch-Teufel war gefährlich. Außerdem gehörte er zur anderen Seite, zu Asmodis, Satan und der Schwarzen Familie der Dämonen. Damit war er der natürliche Feind seiner ehemaligen Schutzherren und auch der seine. Aber das wußte Zarangar nicht. Für ihn gehörte auch der Druidengeist zur Schwarzen Familie.

Noch hatte Zarangar auch Angst vor ihm. Aber die würde nicht ewig halten, das wußte der Geist des Schwarzen Druiden. Irgendwann würde der Mensch-Teufel auf dumme Gedanken kommen und annehmen, seine Kräfte – die Kräfte des Schwarzen Druiden – seien erschöpft.

Dann mußte er ihm beweisen, daß dies nicht der Fall war. Diese Umgebung sorgte dafür.

Der dämonische Geist trank die böse Energie. Mit seinen Zaubermächten hatte er einen Ableger seines Egos hinausbefördert. Er sorgte dafür, daß Damona King aufgehalten und beschäftigt wurde.

Von Zarangar hatte er die Information, daß sie die Gegnerin war, die seinen Plänen momentan am gefährlichsten werden konnte. Sie war eine erbitterte und harte Gegnerin der Schwarzen Macht, das hatte sie schon oft bewiesen. Unter anderem hatte sie auch dafür gesorgt, daß seine ehemaligen Schutzherren jetzt dieses unwürdige Menschendasein führen mußten.

Der Druidengeist nahm Zarangars Information sehr ernst. Er überwachte Damona King und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Als Flora Blavatsky sie überraschend aufgesucht hatte und warnen wollte, hatte er überstürzt zugeschlagen. Dennoch hatte er die Situation unter Kontrolle. Seine Befreiung war nicht gefährdet, und Damona King schien immerhin schwer genug verletzt. So bald wie möglich würde er ihr den Rest geben.

Der Angriff hatte ihn zwar einen großen Teil seiner Kraft gekostet, aber das war es ihm wert. Außerdem war seine Versorgung ja gesichert. Als dann der Konterschlag der Hexe erfolgt war, hatte ihn das kaum erschüttert. Er war darauf vorbereitet gewesen. Sie war dadurch mehr geschwächt worden als er.

Dann hörte er ein leises Wispern, das durch Raum und Zeitstillstand in seinen Geist eindrang.

Jemand sprach zu ihm! Eine Gedankenstimme! Ein Geist – wie er selbst.

»Und wie du ein *dämonischer* Geist!« bekräftigte die telepathische Stimme.

***

Roger Ayscomb war unterwegs, seinen Auftrag auszuführen. Er beeilte sich, denn er wollte es schnell hinter sich bringen. Den VW hatte er ein paar Straßen entfernt abgestellt, wie immer, wenn er einen Job erledigte.

Mayfair war Lonsons feudaler Stadtteil, hier hatten die Reichen und Superreichen und Prominenten ihre Luxusvillen. Aber auch prächtige Hochhäuser gab es hier, zwischen Piccadilly, Park Lane, Hyde Park, Oxford und Old und New Bond Street.

Jonathan Sheffielt-Rouven, der Antiquitätenhändler, dem sein nächtlicher Besuch galt, wohnte in der Davies Street, ganz in der Nähe des Roosevelt Memorial, eines kleinen, gepflegten Friedhofs.

Die Straßen waren nicht zu breit, die Gehwege links von der protzigen Mauer dieses oder jenes Grundstücks begrenzt und rechts von üppigem Strauchwerk, das um diese Jahreszeit jedoch schon sehr vom Wind gerupft aussah.

Roger Ayscomb fand sich hervorragend zurecht. Die Straßenbeleuchtungen waren den alten Gaslichtern nachempfunden und unterstrichen den Hauch von Exklusivität noch, der hier über allem schwebte. Selbst die hohen Bäume in den gut gesicherten Anwesen wirkten edel und wie etwas Besonderes. Als Kind hatte sich Roger Ayscomb vorgenommen, einmal in solch einer Prachtvilla mit riesigem Park zu leben, und, verdammt, er wollte sich diesen Wunsch erfüllen. Auch wenn er dafür seine Seele verkaufen mußte. Das aber hatte er bereits getan, als er mit dem Silberhaarigen – notgedrungen – handelseinig geworden war. Bloß wußte er das – wie so vieles andere – nicht.

Er bog links ab. Die Davies Street war noch schmaler, der Gehweg beinahe zugewachsen von überhängendem Grünzeug. Eine wild wuchernde, übermannshohe Hecke. Dahinter schattenhaft Bäume – Eichen und Trauerweiden. Die Villa war nicht zu sehen.

Roger Ayscomb blieb stehen, schaute sich um. Im milchigen

Streulicht der nächsten Straßenlampe sah er die beiden Schatten. Ein Mann und eine Frau, eng umschlungen unter dem Regenschirm, auf dem die großen Tropfen einen hektischen Springtanz aufführten.

Sie hatten ihn noch nicht gesehen! Roger Ayscomb drückte sich in die Hecke, brach plötzlich durch und begriff noch im Fallen, daß es hier einen Durchgang gab. Er fing sich geschickt ab, robbte weiter und achtete nicht auf den Dreck, in dem er lag. Das Paar ging vorbei, ohne ihn zu bemerken. Ein leises, verliebtes Lachen wehte durch die regnerische Nacht. Roger Ayscomb wartete, bis die Schritte verklungen waren. Er richtete sich auf – und erstarrte ein zweites Mal.

Ein Wagen fuhr langsam vorbei. Polizei! Wahrscheinlich auf der üblichen Nachtstreife. Klar, denn die Herrschaften hier waren schließlich besonders gefährdet. Ein böses Lächeln flog über sein Gesicht.

Er wischte den Regen fort, der wie ein glänzender Film darauf lag.

Dann wühlte er sich durch die Hecke, zurück auf den Fußgängerweg. Dreckig und zerkratzt kam er dort an und setzte seinen Weg fort. Er wollte von niemandem gesehen werden. Die Schlagschatten der Hecke sorgten dafür, daß das auch so blieb.

Monoton platschte der Regen vom Himmel und hieb in den wie lackiert aussehenden Asphalt. Tausende von winzigen Fontänen spritzten dort. Vereinzelt tauchte am Nachthimmel fahles, geisterhaftes Mondlicht auf, nur wenige Strahlen, die durch die tiefhängenden Wolken stechen konnten. Ansonsten war es stockdunkel, und das war Roger Ayscomb nur zu recht.

Wenig später war er am Ziel. In einem riesigen Gartenpark staute sich die Finsternis, dennoch war der gewaltige, hypermoderne Villenkomplex, der geduckt in diesem Grundstück kauerte, vage zu erkennen. Trutzige, knorrige Eichen mit weit ausladendem Astwerk bewachten das Portal dieses Gebäudes. Alle Fenster waren dunkel.

Also hatte ihn der Silberhaarige nicht belogen. Mr. und Mrs. Sheffielt-Rouven waren bereits zu Bett gegangen.

Roger Ayscomb umrundete den großen Garten. Über diese Hecke würde er nicht kommen. Sie war gut zweieinhalb Yards hoch und mindestens zwei Yards dick. Das struppige, verzweigte Geäst ließ nichts und niemanden durch. Außerdem konnte zusätzlich noch Stacheldraht hineingezogen worden sein. Nein, also zurück zum Portal, von wo aus er das Haus das erste Mal gesehen hatte. Keine Menschenseele unterwegs. Trotzdem scheute Roger Ayscomb noch kurz davor zurück, über das Tor zu klettern. Die obere Seite war von unterarmlangen dolchartigen Spitzen bewehrt. Ein Ausrutscher, und er hatte keine Sorgen mehr. Andererseits mußte er so schnell wie möglich da rüber, falls doch jemand vorbei kam. Ihm wäre eine besser getarnte Stelle lieber gewesen.

Rasch überprüfte er, ob das Tor mit Strom gesichert war. Nein.

Also gut. Er verstaute sein Handwerkszeug wieder in der kleinen Gürteltasche, wischte sich die regennassen Hände an den schwarzen Kleidern ab und legte los. Behende kletterte er hoch. Das Gittertor ruckelte in der Halterung. Metall schepperte. Dann war Roger Ayscomb oben, hielt sich an den Dolchspitzen fest, setzte einen Fuß dazwischen. Vorsichtig. Der Regen wütete schlimmer, lief in Strömen über sein Gesicht. Millimeterweise hob Roger Ayscomb seine Füße über die Spitzen. Erst den rechten, dann den linken. Auf der anderen Seite atmete er auf. Dazu hatte er jedoch keinen Grund, denn ein Auto näherte sich. Lichtbahnen stachen in die regenverhangene Dunkelheit.

Kurz flackerte es in seinen Augen gehetzt auf. Die Aufregung durchzuckte ihn.

Er schwang sich hinunter, rutschte ab, schlug mit seiner linken Hand gegen einen Querriegel und ließ los. In der Luft drehte er sich halb und kam glücklicherweise auf allen vieren unten auf. Der Wagen war jetzt ganz nahe. Und er bog ab…

Roger Ayscomb hetzte los, nach rechts weg, in den Schutz der Bäume und Büsche.

Die Lichtbahnen fluteten in den Park des Sheffielt-Rouven-Anwesens.

Verdammt! Was soll das? Besuch? wieselten seine Gedanken durch den Schädel. Um diese Zeit?

Nein. Der Wagen drehte, wendete und entfernte sich wieder in die Richtung, aus der er gekommen war.

Ayscomb war bis auf die Haut naß, und jetzt kam noch sein Schweiß dazu. Die Kleider klebten ihm am Leib. Routiniert zückte er sein Einbruchswerkzeug. Fünf Sekunden später preßte er sich aufamtend an die rückwärtige Wand der Villa. Die Regenrinne war nur ein paar Yards entfernt. Er war ein guter Fassadenkletterer. Die Rinne half ihm zusätzlich. Er stieg sie hoch, wobei er sich mit seinen Händen energisch Zug um Zug höherrückte, mit den Füßen kraftvoll abstützte.

Im ersten Stock fand er das Fenster, das er gesucht hatte… ein im Gegensatz zu allen anderen unvergittertes Fenster. Ein schmaler Sims verlief an der Fassade entlang. Millimeterweise schob er sich darauf vorwärts. Die Milchglasscheibe hatte er fünf Sekunden später geräuschlos herausgenommen. Er beugte sich durch die Öffnung hinein und stellte das Glas ab.

Der Weg ins Innere des Hauses war frei. Alarmanlagen waren nicht installiert. Zumindest aber nicht aktiviert. Auch das hatte auf dem Zettel gestanden, den ihm der Silberhaarige gegeben hatte.

Roger Ayscomb stieg durch die Öffnung. Geschmeidig zwängte er sich durch das relativ enge Loch, kam auf dem Boden auf und lauschte. Nichts. Er machte ein paar behutsame Schritte. Schattenhaft sah er einige Gegenstände. Licht brauchte er nicht zu machen, um zu

erkennen, wo er sich befand. In einer kleinen Besenkammer.

Die Tür war verschlossen, aber nicht mehr lange. Ayscomb zauberte sie mit seinem Spezial-Werkzeug auf.

Er glitt auf den Korridor hinaus. Weiche Läufer dämpften jeden Laut. Das Plätschern des Regens war plötzlich dumpf und fern. Die Dunkelheit, die Wärme und Stille, die ihn hier und jetzt umfing, begann an seinen Nerven zu zerren. Etwas in ihm begehrte auf. Kehr um. Verschwinde. Jetzt ist es noch Zeit dazu… Wenn du das Zepter erst einmal berührt hast, dann -.

Aber dieser warnende Gedanke aus seinem Unterbewußtsein wurde von etwas Stärkerem aufgelöst.

Er schlich weiter. Der große Living-room der Sheffielt-Rouvens mußte am Ende dieses Korridors liegen. Ayscomb setzte sich wieder in Bewegung. Er huschte durch die Schatten des Korridors.

Die Tür zum Wohnzimmer stand angelehnt. Vorsichtig drückte er sie auf. Das Schlafzimmer der Eheleute lag im zweiten Stock, ebenso wie das kleine Badezimmer. Er mußte leise sein.

Groß und mit buchstäblich allem eingerichtet, was schön und sündhaft teuer und selten war, präsentierte sich dieser Raum. Es gab einen offenen Kamin, viele Plexiglasaufbauten, in denen exotische Kostbarkeiten ruhten. Strahler an der Decke. Die Ledersitzgruppe an der Wand. Eine gelungene Mischung aus hypermodern und antik. Hölzerne Vitrinen, mit Intarsienarbeiten verziert.

Und dort die Vitrine, in der das Zepter aufbewahrt wurde!

Wie andächtig ging Roger Ayscomb darauf zu.

Vergessen war die Gefährlichkeit seiner Situation. Er war am Ziel.

Da lag das Zepter. Ein prachtvolles Stück… Seine Blicke saugten sich mit gierigem Leuchten daran fest. Der Begriff Zepter stimmte nur bedingt. Von der Form her glich dieses Relikt eher einem Massai Speer; unterarmlang war es, wobei die eine Seite in einem nadelspitzen, facettiert geschliffenen Ende auslief und die andere in einer Art Wurzelknollen, aus dem in einer kreisrunden Anordnung sechs Zinken – wie bei einem Königszepter – herauswuchsen. Das Material strahlte buchstäblich vor Schwärze. Eine Schwärze, wie Roger Ayscomb sie noch niemals gesehen hatte. Oder doch – so mußte es in dem unermeßlichen Raum zwischen den Galaxien aussehen. Er hatte erst kürzlich in einer Science-Fiction-Story davon gelesen. Ein Weltraum ohne Sterne – dafür mit tödlicher, frostiger Schwärze angefüllt …

Seine Hand streichelte über das Plexiglas. Das Zepter glaubte er sogar durch dieses Material fühlen zu können. Es sandte Strahlen aus. Ja, er spürte sie wirklich! Ungeduld pochte in ihm. Sein Herzschlag wurde schneller. Das kalte Leuchten des Zepters drang in ihn ein, breitete sich aus. Worauf wartest du noch?

Er sah die seltsamen Zeichen. Kreuze und Schlangenlinien, alle in einem kreideähnlichen, weißen Streifen bezeichnet. Magische Zeichen?

Zeichen, die meine KRAFT schwächen! tönte es in seinem Gehirn.

Die Vitrine bestand zwar aus Plexiglas, doch die Abdeckung war normales Glas. Er konnte sie mühelos abnehmen, nachdem er einen Schnappverschluß aufgedrückt hatte. So etwas wie ein erleichtertes Seufzen schwang ihm aus der Vitrine entgegen. Als würde das Zepter leben…

Achtlos legte er den Glasdeckel, der ebenfalls mit den magischen Zeichen versehen war, neben sich auf den Boden. Dann streckte er seine Hand aus. Das kalte Leuchten strahlte intensiver von dem Zepter aus.

Seine Hand griff danach, die Finger spreizten sich, wollten zugreifen….

Da geschah es!

Roger Ayscomb erstarrte mitten in der Bewegung, die Hand noch Millimeter von dem Zepter entfernt! Er hielt den Atem an und glaube, wahnsinnig zu werden. Das schwarze Leuchten zitterte gierig über seine Hand – und verwandelte sie!

Dort, wo das Leuchten auf die Haut traf, wurde sie schwarz, als würde sie von unsichtbaren Flammen aufgefressen und verkohlt!

Gleichzeitig wurde im Korridor draußen das Licht angedreht.

Schritte wurden laut.

»Ist jemand da?« fragte eine mürrische Männerstimme.

Roger Ayscomb starrte auf seine verkohlte Hand, auf den bleichen Knochen, der hier und dort durchschimmerte. Und dann begriff er…

Die Schritte näherten sich unbarmherzig schnell!

***

Der Geist des Schwärzen Druiden geriet in Aufruhr! Lichtkaskaden erstrahlten aus der Kristallkugel. Er war entdeckt! Er -.

»Entdeckt – ja. Aber dir droht keine Gefahr von mir«, versetzte die hämische Gedankenstimme jetzt.

»Wer bist du?« gab er schroff zurück und zwang sich, gelassen und kaltschnäuzig zu sein.

»Asyhra! Früher nannte man mich die Rote Hexe!«

»Die Elende, die Kirgaal-Chan, den König der Höllenengel verraten hat?« fragte er ungläubig zurück und war zugleich wachsam und bereit, jeden schwarzmagischen Angriff zurückzuschlagen.

»Genau die«, kam die Antwort. Ein hämisches Kichern folgte. »Ich sehe, du erinnerst dich meiner.«

»Kirgaal-Chan gehört wie auch Zarangar zu Satans und Asmodis’ Getreuen.«

»Und deshalb dürftest du erst recht an dem interessiert sein, was ich dir vorzuschlagen habe, Druidengeist!«

»Du weißt…«

»Ich weiß, daß du zur Gegenseite gehörst. Zum anderen Machtblock im Schattenreich.«

»Laß mich deinen Vorschlag hören«, erwiderte er mit wachsendem Interesse.

»Gern. Ich habe gewußt, daß du ein aufgeschlossener Bastard bist. Und vielleicht können wir sogar handelseinig werden…«

Der Geist des Schwarzen Druiden lauschte der wispernden Stimme. Und je länger er dies tat, desto besser gefiel ihm seine zukünftige Verbündete. Sie war heimtückisch, nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht, aber daraus machte sie keinen Hehl. Und weil er das wußte, konnte er sich entsprechend absichern.

Seine vordringlichsten Ziele waren, sich selbst freizubekommen und dann seinen ehemaligen Schutzherren ebenfalls zur Freiheit zu verhelfen. Und Damona King, die seine Schutzherren so grausam verdammt hatte, sollte sterben. Hierbei wollte ihm Asyhra helfen.

Und zwar auf ganz teuflisch raffinierte Weise. Ja, ihr Plan war perfekt…

Er wußte, daß sie momentan nicht vorhatte, ihn hereinzulegen. Ihn konnte man nicht so leicht bluffen. Außerdem war sie immer noch selbst eine Gefangene, und zwar in ihrem eigenen versteinerten Herzen, der auch noch einem anderen Geist – dem positiven Geist der toten Vanessa King – als Heimstatt diente.

Dadurch war sie gehandicapt. Aber sie wurde stärker. Sie haßte ihren Zustand des Versklavtseins. Er sollte nicht mehr lange dauern.

Verständlich, daß die Rote Hexe ausbrechen und sich rächen wollte.

Und zwar an Damona King!

Für eine nicht meßbare Zeitspanne lauschte der Geist des Druiden in seinem Zeitgrab. Asyhras Angebot hatte Hand und Fuß. Der Plan und die Falle, die sie sich ausgedacht hatte, war perfekt. Die beiden Dämonischen wurden sich einig. Dafür, daß sie ihm Damona King in die Hände spielte, sollte er sie aus ihrem steinernen Verlies befreien. Zufrieden zog sich der Geist der Roten Hexe in das Hexenherz in Damona Kings Körper zurück.

Von diesem Augenblick an trug Damona King eine dämonische Zeitbombe in sich – und war völlig ahnungslos.

Der Schwarze Druide jedoch wartete ab. Seine Befreiung stand jetzt unmittelbar bevor.

Mit dieser Gewißheit im Sinn schlug er bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit gegen Damona King los. So war es mit der Hexenherz-Präsenz abgesprochen.

Damona King lag im Sterben, aber sie sollte keinen einfachen Tod

haben, sondern zuvor tausend grausame Qualen ausstehen…

***

Das besorgte Gesicht des Sanitäters, der neben ihrer Liege saß und besorgt auf sie herunterblickte, und die niedere Decke des Rotkreuzwagens – das waren die beiden ersten Wahrnehmungen, die Damona King machen konnte, als die Stimme sie weckte.

Wach auf, Damona. Wach auf. Du bist in Gefahr – in Gefahr…

Floras Stimme! Sie wußte, sie täuschte sich nicht, obwohl sie diese Stimme jetzt nur als gedanklichen Hauch aus unendlich weiten Fernen hörte.

Sie merkte, daß sie festgegurtet war. Ihre Erinnerung kehrte gleichzeitig zurück. Der Angriff des Druidengeistes… Der Brand …

Die breiten Lederriemen verliefen nur über ihre Brust und ihre Beine, sodaß ihre Hände frei waren. Die Stimme in ihrem Kopf stachelte sie zur Aktivität an.

»Bitte, machen Sie mich los«, wandte sie sich an den Sanitäter.

Keine Antwort.

Sie brauchte ihre Zeit, bis sie wieder reden konnte. Die Schmerzen, die von den Brandwunden in ihrem Gesicht und auf Armen und Beinen in sie hineinglühten, bemerkte sie kaum. In ihrem bisherigen Leben hatte sie gelernt, solche Schmerzen zu ertragen. Nicht solange man dachte, lebte man, sondern solange man Schmerzen empfinden konnte.

Ihre Lungen brannten. »Bitte…«, flüsterte sie mühsam. Ihre Lippen waren aufgesprungen, jede Bewegung kostete Anstrengung.

»Es geht mir schon wieder besser. Ich will nicht so angebunden hier liegen…« Wie ein Tier auf der Schlachtbank, fügte sie in Gedanken hinzu.

Der weißgekleidete Mann starrte sie noch immer an, ohne etwas zu sagen. Warum sagte er nichts? Und dieser Blick…

Seine Hände hielten bleich und steif die Sauerstoffmaske, die er ihr wahrscheinlich von Zeit zu Zeit über Mund und Nase gestülpt hatte, um ihre Atmung wieder anzukurbeln. Der Motor des Sanitätswagens röhrte überlaut, so überdrehte ihn der Kollege des Sanitäters.

Quietschend legte sich der Wagen in eine Kurve.

Da kippte der Sanitäter neben Damonas Liege nach vorn. Wie eine Puppe.

Hart prallte sein Schädel auf Damonas Brust, und sie sah die grausige Wunde, die sich über Hinterkopf und Nacken des Mannes zog.

***

Furchtlos stapfte Jonathan Sheffielt-Rouven auf die Tür des Livingrooms zu. Der Korridor war hell erleuchtet. Auf dem hochflorigen Teppich zeigten sich deutlich dunkle, nasse Flecken.

Die Fußspuren des Kerls, der es gewagt hatte, in seine Villa einzubrechen!

Sheffielt-Rouven knirschte vor Wut beinahe mit den Zähnen. Dem würde er es zeigen. Seine rechte Hand hielt den langläufigen Revolver umfaßt, den Finger am Abzug. Bei der geringsten verdächtigen Bewegung würde er schießen. Bei Gott, er schuftete wirklich hart für sein tägliches Brot und war nicht bereit, sich auch nur einen Krumen davon wegnehmen zu lassen.

»Verdammt!« knurrte er laut. »Ob da jemand ist, will ich wissen! – Jetzt hast du noch eine Chance, Freundchen! Komm raus – oder ich hole dich!«

Keine Antwort. Aber damit hatte er eigentlich auch nicht gerechnet. Also die harte Tour.

Da! Deutlich hörte er die hastigen Bewegungen, das Rascheln von Stoff, knirschende Schritte, dann das Splittern *von* Glas. Jonathan Sheffielt-Rouven federte vor. Er war massig und dick, jedoch groß, mit breiten Schultern, so daß das Fett gleichmäßig verteilt wirkte.

Ein mächtiger Stiernacken hielt den kantigen Schädel mit den kurzen, roten Borstenhaaren! Trotz seines so englischen Namens war Sheffielt-Rouven ein waschechter Ire. Und so bestimmte sein Temperament sein Handeln…

Er kam gar nicht auf die Idee, daß es besser wäre, die Polizei zu rufen. Nein, er wollte es diesem Dreckskerl, der ihm sein Eigentum wegnehmen wollte, höchstpersönlich zeigen.

Er stieß die Tür zu seinem Wohnzimmer auf. Seine Linke fuhr zum Lichtschalter.

Die Helligkeit flammte auch augenblicklich auf. Bloß war der schwarze, mehrzackige Schemen, der auf ihn zuraste, noch schneller!

Der Zepter-Speer! durchraste ihn das Begreifen.

Aber da drangen die schwarzen Spitzen schon in sein Herz. Das harte Knirschen noch in den Ohren, brach Jonathan Sheffielt-Rouven fassungslos zusammen. Aber er mühte sich stöhnend wieder auf die Knie.

Sein Blick verschleierte sich. Dann wurde er wieder klar. Auf den Knien wankte er, als hielten ihn letzte unsichtbare Stricke aufrecht.

Er starrte seinen Mörder an. Einen jungen Burschen, nicht älter als fünfundzwanzig. Aber…

Nur das Gesicht des jungen Mannes war normal!

Seine Hände, sein Hals… der ganze restliche Körper war verkohlt, die Hand aufgeworfen, bissig, verschorft. Selbst unter seinen Kleidern mußte er so aussehen.

Der Mann röchelte schauerlich. Die Waffe, mit der er zugestoßen hatte, hielt er noch immer in den Fäusten. Jetzt huschte ein alptraumhaftes Lächeln des Begreifens über das bleiche Gesicht. Die

Haut spannte sich wächsern über die Wangenknochen.
»Wawarum?« keuchte Sheffielt-Rouven und preßte beide Hände auf die stark blutende Wunde.
»Er – er hat mich hereingelegt«, keuchte der Verunstaltete abgehackt. Es war keine Antwort auf Sheffielt-Rouvens Frage. Eher ein Selbstgespräch. »Jetzt weiß – ich – wieder alles… Oh – mein Gott …« Der Mann stöhnte. Sein Gesicht zuckte. »Aber ich muß es tun. Er hat mich ververzauu … Ahhh …«
Der Mann wankte vor. Seine Augen klärten sich. Das Irrlichtern darin verschwand. Beginnender Wahnsinn loderte jetzt darin. Und bedingungsloser Gehorsam.
»Ich werde es tun«, flüsterte er, und seine Lippen bewegten sich kaum. »Ich gehorche.«
Der Killer nahm den Zepter-Speer beinahe liebevoll in beide Hände, sah auf den vor ihm knieenden, sterbenden Antiquitätenhändler – und warf sich ihm mit einem wilden Schrei entgegen.
Das rasiermesserscharfe andere Ende des Zepters fraß sich mit einem häßlichen Laut durch die Kleidung und dann in den Körper des Einbrechers!
Die Wucht dieses Ansturms warf Jonathan Sheffielt-Rouven endgültig nach hinten.
Der Einbrecher, der sich selbst gerichtet hatte, wurde am langen Ende des Zepter-Speers über ihn hinweggewuchtet, flog durch die Luft. Rote Perlen wirbelten, als sei ein Glasperlenspiel von jähzornigen Kinderhänden zerfetzt worden. Dann verschwand der Leichnam des Einbrechers in einer schwarzen Lichtkaskade – und mit ihm der schwarze Zepter-Speer – als hätte es beide niemals gegeben.
Unheimliche Zaubermächte waren hier aktiv!
Mit dieser Erkenntnis starb der Antiquitätenhändler Jonathan Sheffielt-Rouven.
Seine Frau Leila fand ihn eine Viertelstunde später, als sie ihre Angst endlich überwand und ebenfalls in den Living-room herunterkam. Von Jonathans Mörder fehlte jede Spur.
Der Schmerz über den Tod ihres Mannes hielt sich in Grenzen. Im Laufe der Jahre hatten sie sich auseinandergelebt. Er hatte ihr in letzter Zeit oft damit gedroht, die Scheidung einzureichen und sie wie eine Hündin auf die Straße zu jagen. Er war ein jähzorniger, launenhafter Bursche gewesen. Nur das Geschäft hatte gezählt.
Sie weinte trotzdem, als sie zum Telefon hetzte und zitternd die Nummer 911 wählte – die Notrufnummer von Scotland Yard.
Die Wiedergeburt des grausamen Druiden-Geistes konnte dadurch allerdings auch nicht mehr verhindert werden!

***

Larry Whisley, der Fahrer des Rotkreuzwagens, holte tief und seufzend Luft.

Er holte alles aus dem schwerfälligen Kastenwagen heraus. Die junge Frau, die er heute transportierte, ging ihm nicht aus dem Sinn.

Sie war so jung und so bildhübsch. Mindestens drei Menschen hatte sie unter Einsatz ihres eigenen Lebens aus den Flammen gerettet, und jetzt rang sie selbst mit dem Tod. Rauchvergiftung. Dazu die Brandwunden. Das Gesicht sah schlimm aus.

Der Weg war frei. London bei Nacht und Nebel und Regen; wie oft war er da schon gefahren. Und immer war es um Leben und Tod gegangen. Das hatte ihn nie kalt gelassen. Er war kein harter Bursche, kein Django, oder wie die alle hießen. Er hatte Nerven und Gefühle. Seinen Beruf hatte er aus Überzeugung gewählt, und weil er anderen helfen wollte. Als Kriegsdienstverweigerer war er dazugekommen. Später hatte er dann eine Ausbildung nachgeholt und war in den regulären Dienst übernommen worden.

Vornübergebeugt saß er hinter dem Steuer. Seine Haltung war wirklich nicht die beste, und oft hatte er nach Dienstschluß schlimme Rückgratschmerzen. Auch weil er verkrampft fuhr. Er mußte oft an die denken, die er hinten, auf der Tragbahre, beförderte. Dann wünschte er sich jedesmal, daß er zaubern könnte.

Aber er konnte nicht zaubern. Nur so schnell wie möglich fahren, damit sie noch rechtzeitig im Hospital behandelt werden konnten.

Er bog in die Sanders Lane ein. Der Soho Square war vorne rechts zu sehen. Peitschenlaternen schaukelten im Wind. Der Regen wehte von schräg oben heran, prasselte auf die Windschutzscheibe und zerlief nur langsam. Irgendwie erinnerte ihn das an geschmolzenes Metall. Die Wischer kamen kaum mit.

Und dann wurden sie plötzlich davongefetzt!

Larry Whisley brummte überrascht.

Er begriff nicht, wie so etwas möglich war.

Er wollte bremsen. Eine instinktive Reaktion, die nur zu angebracht war, denn er sah von einer Sekunde zur anderen überhaupt nichts mehr. Nur diesen schlierigen, zäh zerlaufenen Regenschleier auf der Scheibe.

Bremsen ging nicht!

Das Pedal war verklemmt! Er konnte seinen Fuß noch so sehr darauf hämmern und stemmen – es rührte sich nicht.

Larry Whisley bekam es mit der Angst zu tun. Das waren verdammt zu viele Zufälle!

Es sollten noch nicht alle sein…

Das Lenkrad ruckte herum, wie von unsichtbaren, aber immens starken Händen geführt. Nach links, dann nach rechts, dann wieder nach links…

Schatten wischten vor der Scheibe vorbei. Larry Whisley hatte die Straße im Gedächtnis, er war sie oft gefahren. Eine lange Gerade, dann eine scharfe Kurve – die Einmündung in die Frith Street, an deren Ende das Hospital for Women lag. Auch Lichter sah er – verwaschene Schemen, wie Elmsfeuer oder SOS-Zeichen.

Das Grauen steckte ihm in den Gliedern. Verzweifelt kämpfte er darum, die Kontrolle über den Wagen zurückzubekommen. Das Kreischen und Quietschen der Räder stach in seine Ohren, der Wagen schlingerte, war sicher bereits auf der Fahrspur der entgegenkommenden Wagen…

Guter Gott!

»Der kann dir jetzt auch nicht helfen!« wisperte es da über ihm.

Sein Kopf ruckte hoch, sah einen schimmernden Schemen, der jedoch sofort wieder verschwunden war.

»Was…«

»Du bist erledigt, Larry Whisley!«

Etwas kaltes, schleimiges legte sich um seinen Hals. Larry riß seine Hand hoch, während die andere weiter am Steuer zerrte. Seine Finger zwängten sich zwischen das kalte Etwas und seinen Hals, rissen verzweifelt daran. Larry hatte keine Chance. Das, was um seinen Hals lag war eine Schlinge, und daran wurde er jetzt mit einem wilden Ruck in die Höhe gerissen!

Sein Schädel knallte gegen den Wagenhimmel!

Zappelnd versuchte Larry, etwas gegen die Würgeschlinge zu tun.

Er konnte sich nirgends festhalten, nirgends abstützen, um seinen Erstickungstod hinauszuzögern. Er wollte nicht sterben! Seine Hände rutschten fahrig über die Seitenscheibe, hinterließen feuchte Spuren – Angstschweiß, der ihm förmlich aus allen Poren quoll. Zitternd ruckte und zuckte er an dem unheimlichen, kalten Strick, denn mit jedem Sekundenbruchteil, der verging, wich das Leben mehr aus seinem Körper…

Er bekam keine Luft mehr. Seine Zunge war bereits ein dicker, geschwollener Fremdkörper in seinem Mund. Seine Füße fanden genausowenig Halt wie die Hände. Er war aufgeknüpft! Buchstäblich aufgeknüpft – und das von unsichtbaren Geisterhänden – in dem Wagen, in dem er seit vier Jahren Krankentransporte fuhr!

Wahnsinnig!

Er begriff die Fakten, doch er begriff nicht, wie das möglich war!

Wie es zu solchen Tatsachen überhaupt hatte kommen können!

Ein letztes Zittern durchlief ihn, seine suchenden, tastenden, herumwischenden Hände fühlten sich plötzlich schwer an. Ihre Bewegungen wurden schwächer. Er hatte keine Kraft mehr. Würgend versuchte er trotzdem noch einmal, nach Luft zu schnappen, sein Körper pendelte hin und her, und da war nichts, was ihn zum

Stillhängen gebracht hätte.
Der Wagen wurde von Geisterhänden gelenkt – und sollte offenbar direkt in die Hölle gefahren werden!
Ein lautes, rasend schnell heranschießendes Hupen, Reifen quietschten – ein Schlag traf den Rotkreuzwagen, der daraufhin wie wild schlingerte…
»Nein!« röchelte Larry Whisley.
Da zerplatzte die Frontscheibe in einem Regen silber gleißender Splitter…

***

Der Leichnam des Sanitäters rutschte ganz langsam zu Boden, wo er dumpf aufschlug und liegenblieb. Sein Kopf schlenkerte haltlos von links nach rechts und wieder zurück. Der Fahrer des Wagens fuhr Schlangenlinien. Damona King rechnete mit dem Schlimmsten. Sie wurde in den Gurten hin- und hergeschleudert, während sie verzweifelt freizukommen versuchte.
Endlich hatte sie die Verschlüsse des Brustgurtes offen, zwei Sekunden später die des Riemens, der ihre Beine auf der Tragbahre hielt. Sie streifte sie ab, richtete sich auf und schwang die Beine von der Liege hinunter. Die Arzt-Instrumente fielen durcheinander. Damona stellte sich hin, hielt sich fest. Das ging gerade noch, aber schon beim ersten Schritt knickte sie in den Knien ein. Aber hinlegen durfte sie sich nicht – auf keinen Fall. Jeden Moment mußte der Aufprall erfolgen, und sie kam sich schon vor wie in einem großen, fahrenden Sarg.
Sie stieß die Hecktür auf, hörte die Geisterstimme von Flora Blavatsky in ihrem Kopf etwas Flüstern, verstand es jedoch nicht, und hielt sich krampfhaft fest. Beinahe wäre sie in die vorbeihuschende Finsternis hinausgekippt. Die kalte, mit Regentropfen durchsetzte Nachtluft fauchte herein. Aber mit diesem Luftstoß kam auch –Kraft!
Plötzlich waren die Elementargeister da, Flora war auch bei ihnen, und alle tanzten sie wie ungestüme Silberschatten um Damona herum. Sie spürte etwas auf ihrer Haut, Regen, Luft, Sturm – und die Schmerzen der Wunden verklangen. Kraft floß in sie ein. Ein fürchterlicher Fluch gellte aus den Tiefen ihres Bewußtseins – die Hexenherz-Präsenz Asyhra!
Damona achtete nicht darauf. Sie glitt bereits ins Freie, dachte nicht nach, sondern handelte. Ein Griff, festhalten, ein kraftvoller Schwung – und sie lag bäuchlings auf dem Dach des Krankenwagens. Dort verliefen zu beiden Seiten der Länge nach Stahlverstrebungen. Sie hielt sich fest, kämpfte sich Zug um Zug nach vorn.
Der Wind rauschte über sie hinweg, ohne an ihr zu reißen und zu zerren.

»Ich konnte nicht früher kommen und dir helfen!« wisperte Floras Gedankenstimme.

»Gut, daß du überhaupt gekommen bist«, gab Damona trocken zurück.

»Meine Freunde helfen dir – keine Angst.«

»Gut, das zu wissen. Danke, Flora! Auch an deine Freunde!«

Weiter robbte sie über das Dach. Es war nicht einmal schwierig, wenn man die richtige Unterstützung hatte – und die hatte sie. Der Wind wich ihr aus, umfloß sie, fauchte. Damona glitt geschmeidig auf das Dach des Krankenfahrzeugs hinunter.

Noch raste es auf einer geraden Strecke dahin. Häuser wischten vorbei. Bäume. Gärten. Lichterketten. Jetzt ruckte es wie ein Spielball mächtiger Gewalten hin und her. Schoß auf eine hohe Mauer zu.

Damona hielt nicht mehr länger Ausschau, sondern ballte ihre Faust. Unverzüglich wurde sie von einer wirbelnden, tanzenden und silberhellen Aura umzogen. Die Elementargeister Floras hüllten sie ein.

Damona schlug zu!

Die Scheibe zerplatzte, ließ Splitter ins Wageninnere regnen. Damona hielt sich wieder fest, ruckte herum und schlug abermals zu.

Diesmal zertrümmerte sie die Seitenscheibe. Dann war es noch ein Werk von Sekundenbruchteilen und einer kurzen, jähen Angst, es doch nicht zu schaffen – und sie schwang ins Wageninnere hinein.

Den an der Wagendecke aufgeknüpften, zappelnden Mann sah sie im nächsten Moment. Die Elementargeister wirbelten in der Fahrerkabine. Damona trat das Bremspedal durch. Es ging. Die Reifen radierten über den nassen Asphalt, die Mauer schoß heran, der Wagen hüpfte buchstäblich über den Randstein, walzte über den Grüngürtel, der Straße und Fußgängerweg trennte, dann über den Asphalt des Trottoirs…

Damona stemmte sich noch immer auf die Bremse. Das Lenkrad riß sie herum. In einem Irrsinnstempo wurde der Wagen herumgerissen, das Hinterteil war plötzlich vorn, Damona sah auf die Straße zurück, von der sie eine Spur der Verwüstung wegzog…

Das schmetternde Krachen des Aufpralls blieb aus.

Der Rotkreuzwagen stand.

Damona gönnte sich nicht einmal die Zeit, durchzuatmen. Sie kümmerte sich bereits um den röchelnden, keuchenden Mann. Er lag halb auf den Boden gesunken neben ihr, die Ellenbogen auf den Sitz gestemmt. Die schwarze Schlinge, die ihn beinahe getötet hatte, war verschwunden.

Damona machte Mundzu-Mund-Beatmung. Der Sanitäter kam zu sich, starrte sie entgeistert an. »Aber – wie ist das nur – möglich?« murmelte er und schüttelte den Kopf, während er sich an ihr

festklammerte. Die Antwort wartete er nicht ab. Er verlor die Besinnung und sackte in sich zusammen.

Damona stützte beide Arme auf das Lenkrad, legte sich mit der Stirn darauf und blieb so sitzen. Draußen verstummte eine Sirene, ein Wagen wurde neben dem Rotkreuzfahrzeug abgebremst, eine Tür aufgestoßen. Schritte jagten heran, eine Taschenlampe blitzte auf.

Damona King bewegte sich noch immer nicht.

Der Regen trommelte auf das Krankenfahrzeug herunter. Kälte und Feuchtigkeit fächelten durch die zerschlagenen Scheiben.

Den bösen Odem des Druidenzaubers, der hier gewütet hatte, konnten sie nicht vertreiben.

***

Die Schwäche verging. Das Flattern der Nerven hörte ebenfalls auf.

Sie lebte und der Fahrer des Rotkreuzwagens lebte auch. Nur Floras Warnung vor dem Geist des Schwarzen Druiden und dessen Partner Zarangar stand noch im Raum, und das war das Schlimmste. Wieviel Zeit war inzwischen vergangen, seit sie diese Warnung gehört hatte?

»Was machst du bloß für Sachen, Mädchen?« sagte eine mürrische aber auch erleichterte Stimme.

Es gab nur einen, der diese Mischung so perfekt hinbrachte. Damona, hob den Kopf. »Ben!«

»Ich könnte jetzt behaupten, der Himmel hätte mich geschickt, dann wäre alles klar. Aber dann würde ich lügen. Diesmal war's nicht der Himmel, sondern ein Geist.«

»Flora«, entfuhr es Damona King.

Ben Murray stand da, die Hände in die Hüften gestemmt; er nickte. »Dann habe ich also wirklich nicht geträumt. Aber was habe ich überhaupt daran gezweifelt? Ich kenne eine Hexe, die gegen Dämonen und Ungeheuer kämpft, und auch ich hatte schon das zweifelhafte Vergnügen, diesen Typen eins auswischen zu dürfen. Man muß geistig flexibel sein, wenn man schon weiß, daß es solche Sachen überhaupt gibt. Warum also soll man da nicht von einem Geist namens Flora per Telefon auf Trab gebracht werden?« Der Sarkasmus färbte seine Stimme geradezu schrill.

»Komm schon aus dieser Kiste heraus, Damona. In meinem Wagen habe ich eine Thermosflasche mit heißem Kaffee. Meine Kollegen habe ich noch nicht alarmiert, aber einen Krankenwagen auf alle Fälle. Wird er gebraucht? Ich meine, ist da außer dir noch jemand drinnen? Mike vielleicht?«

»Ein Toter und ein Bewußtloser. Mike ist geschäftlich in Paris.«

»Komm endlich, Damona. Ich sehe nach dem Ohnmächtigen.«

Sie stieg aus. Die ersten Neugierigen zeigten sich schon scheu wie Schakale in einiger Entfernung, rotteten sich zusammen, näherten sich

zögernd.

Es war immer dasselbe.

Während Ben Murray nach dem besinnungslosen Fahrer sah, ging Damona langsam zu Bens Dienstwagen hinüber. Es waren nur ein paar Schritte, aber sie strengten sie sehr an.

Ben Murray kam hinter ihr. »Er ist wieder aufgewacht. Hat offenbar Glück gehabt. Woher kommen die Strangulierungsmale an seinem Hals?« Er winkte ab. »Dumme Frage. Wenigstens so, wie ich sie gestellt habe. Wo ist der Strick?«

»Verschwunden. Zauberei, Ben.« Sie blieb stehen, drehte sich um und dachte die ganze Zeit an den Schwarzen Druiden. »In dem Augenblick, in dem er geglaubt hat, daß wir beide unserem Schicksal nicht mehr entgehen können, hat er seinen Zauber aufgehoben. Der Strick, an dem der Fahrer aufgeknüpft war, ist verschwunden. Die Bremsen haben wieder funktioniert.«

»Wer steckt dieses Mal dahinter?« fragte er. »Zarangar?«

»Nur zum Teil. Derjenige, der diesen Zauber hier veranstaltet hat, wird der Schwarze Druide genannt.«

»Das wird ja immer bunter!« versetzt Murray kopfschüttelnd.

»Hat der auch den Brand in der Sunshine-Bar gelegt? – Dorthin war ich nämlich unterwegs, als mich deine Geister-Freundin angerufen hat.«

»Ja.«

»Okay, okay, alles weitere erzählst du mir nachher. Jetzt…«

»Jetzt, Ben. Ich brauche zwei Adressen. Schnell. Einmal die von einem gewissen Roger Ayscomb. Und dann die eines Antiquitätenhändlers in Mayfair. Sein Nachname beginnt mit Sheff…« Als sie Bens lauernden Blick sah, fügte sie drängend hinzu: »Es ist wichtig, Ben. Ich erzähl's dir.«

Er sog die Luft ein und tauchte in seinen Dienstwagen, angelte das Mikro des Funkgeräts und setzte sich mit der Yard-Zentrale in Verbindung. Damona blieb neben dem Wagen stehen und hörte Ben zu.

Die Gaffer rückten näher. In der offenen Tür des Rotkreuzfahrzeugs tauchte jetzt der bleichgesichtige Fahrer auf. Er rieb sich den Hals und starrte zu ihr und Ben herüber, bevor er mit unsicheren Bewegungen ausstieg. Seine Knie mußten noch wackelig sein. Er schaute sich den Sanka an, dessen hintere Stoßstange nur knapp einen Millimeter von der Mauer entfernt war, schüttelte den Kopf und setzte sich wieder in Bewegung. Es regnete nicht mehr. Dafür blies kalter Wind.

Damona spürte ihn auf ihrem Gesicht, ihren Armen und Beinen.

Sie mußte einen erbärmlichen Anblick bieten. Ihr Gesicht brannte – aber es war ein anderes Brennen als das der Wunden. Sie wollte zuerst nicht daran denken. Sie mußte schlimm aussehen. Nur der Gedanke

hielt sich in ihr. Er war zu verkraften, denn das, wofür sie die Wunden davongetragen hatte, zählte viel mehr. Drei oder vier Menschenleben gerettet.

»Was sagen Sie da?« brummte Ben überrascht. »Wiederholen.«

Damona hörte wieder zu. »In Mayfair wohnt nur ein Antiquitätenhändler, dessen Familienname mit *Sheff* – beginnt. Ein gewisser Jonathan Sheffielt-Rouven. In der Davis Street, Hausnummer 91. Aber der Mann ist tot. Mord. Die Meldung kam vor ein paar Minuten herein. Die Kollegen sind bereits unterwegs.«

Ben sah Damona an, seine Wangenmuskeln spielten.

»Inspektor?« dröhnte es aus dem Funkgerät.

Ben bestätigte und forderte die Adresse von Roger Ayscomb an.

Der Mann in der Yard-Zentrale brauchte nur zwei Minuten, in denen Damona und Ben und Larry Whisley schweigend dastanden.

»Es gibt drei Roger Ayscombs. Einer wohnt in Soho, der andere in Chelsea und der dritte…«

»Geben Sie mir die Adressen durch. Und schicken sie je zwei Mann zu den betreffenden Wohnungen.« An Damona gewandt, fragte er: »Gut so?«

»Er wird nicht zu Hause sein«, verneinte sie.

Ben hob wieder das Funk-Mikro. »Also – Kommandoergänzung. Die Beamten sollen die jeweiligen Wohnungen nur überwachen. Aber unauffällig. Klar?«

»Klar.«

Murray hängte auf. Der angeforderte Krankenwagen kam, stoppte, die Sanitäter eilten zu ihnen her. Ben Murray instruierte sie, Larry Whisley war bei ihm. Damona hielt sich zurück. Zögernd setzte sie sich in Murrays Dienstwagen, schraubte den Verschluß der Thermosflasche ab und trank einen Becher schwarzen, ungesüßten Kaffee. Dann fühlte sie sich stark genug, in den Innenspiegel zu sehen.

Ihr Gesicht war bleich, die Augen geschwollen und die Lider gerötet, als hätte sie zu heftig darübergerieben. Aber die Brandwunden, die aufgeplatzte, verbrannte Haut gab es nicht mehr. Sämtliche Verletzungen waren verschwunden, und nicht einmal Narben waren zurückgeblieben.

***

Den dankbaren Blick des Mannes würde sie nicht vergessen. Und wie er ihr die Hand geschüttelt hatte. Gerührt, kaum zu Worten fähig und noch immer fassungslos, weil er nicht begriff, wie sie sich derart schnell von ihren Wunden hatte erholen können. Sie bot ihm keine Erklärung an. Sie hatte selbst nur eine Vermutung – Flora und ihre Freunde, die Elementargeister. Aber die konnten sie ihm wirklich nicht präsentieren. Es war besser so. Larry Whisley würde auch so

lange genug an diesem gespenstischen Erlebnis zu kauen haben.
Der Schock saß tief.
Nachdem Ben Murray den ganzen Trubel verkürzt und Damona King aus allem herausgehalten hatte, waren sie nach einem kurzen Zwischenstop in Damona Kings Penthouse-Wohnung in der Eaton Mews North 25 nach Mayfair unterwegs. Damona hatte sich umgezogen. Ihr Kleid hatte sie wegwerfen könne, so zerfetzt, verdreckt und verkohlt war das. Jetzt trug sie ihre gewohnte Einsatzkleidung: enge, schwarze, lederne Hosen, schwarze Bluse, Pulli, Lederjacke.
Dazu die schwarzen Schaftstiefel, in denen der silberne Dolch in der Wadenscheide noch gemütlich Platz hatte. Auch die Schulterhalfter hatte sie angelegt. Darin steckte die Luger. Sie war mit Silberkugeln geladen und gesichert. Ihre weitere Spezialausrüstung, wie beispielsweise magische Kreide, Dämonenbanner, Ninja-Nebelgranaten und dergleichen, trug sie in den verschiedenen Taschen der Lederjacke verstaut.
Der Umweg über Belgravia fiel kaum ins Gewicht. Jonathan Sheffielt-Rouven war tot. Roger Ayscomb nicht auffindbar, wie sie beide über Funk mitgeteilt bekommen hatten. Allerdings hatte sich *ihr* Roger Ayscomb mittlerweile herauskristallisiert. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, in der Yard-Kartei und wohnte in Chelsea. Die beiden Namensvettern schieden aus: der eine war 92 und bettlägerig, der andere seit drei Wochen mit seiner jungen Frau auf Hochzeitsreise rund um die Welt.
Während sich Damona umgezogen hatte, war Ben Murray nicht untätig geblieben. Er hatte sich nach dem Brand in der Sunshine-Bar erkundigt. Das Feuer war unter Kontrolle, auf die Nachbargebäude hatten die Flammen nicht übergreifen können. Glücklicherweise hatte der Keeper Jeffrey Lloyd rechtzeitig genug die Feuerwehr alarmiert. Es gab mindestens fünf Tote zu beklagen. Die anderen Besucher der Bar waren mit leichten Rauchvergiftungen und Brandwunden und dem Schrecken davongekommen.
Als Damona ihn danach fragte, sagte er es ihr.
»Fünf Tote«, murmelte sie. »Fünf Tote in der Bar, dazu der Sanitäter Peter Lash. Und das alles, weil dieser verteufelte Druidengeist wieder einen Körper haben will. Da muß doch mehr dahinterstecken.«
»Momentan können wir nur hoffen, daß das nicht der Fall ist. Oder hast du einen lichten Moment oder eine prophetische Anwandlung, die dir sagt, wo der Kerl zu finden ist?«
»Nein.«
»Er hat einige Züge Vorteil. Sowas ist schlecht wettzumachen.«
»Aber ich kriege ihn doch. Dieser Teufel hat sich bisher einen Spaß daraus gemacht, mit mir Schlitten zu fahren. Das nächste Mal bin ich

darauf vorbereitet.« Außerdem bin ich – wie es aussieht – nicht ganz allein, dachte sie. Einmal von Ben abgesehen… Ich glaube, mit Flora und ihren Freunden kann ich rechnen. Wenn sie sich nur wieder melden würde.

Aber Flora meldete sich nicht.

Ben fuhr schweigend und hing auch seinen Gedanken nach. Vorhin hatte sie ihn über den bisherigen Verlauf der Dinge informiert.

Es sah nicht gut aus. Das wurde ihr so nachdrücklich klar, als sie darüber gesprochen hatte. Zarangar stand in der Schuld des Druidengeistes. Er mußte ihm einen Körper besorgen. – Das tat er, indem er zuerst einmal sich selbst einen Handlanger besorgte. Diesen Roger Ayscomb. Flora hatte ihn einen Mörder genannt. Also lag es nahe, daß Ayscomb bei Sheffielt-Rouven eingebrochen war, um – Ja, warum eigentlich? Es fiel ihr einen Herzschlag später wieder ein.

Das Zepter des Druiden. Natürlich. Sheffielt-Rouven hatte dieses Zepter in seinem Privatbesitz. Das sollte sich Ayscomb holen. Für Zarangar. Und jetzt würde dieses Zepter alles weitere erledigen. Das waren in etwa Floras Worte gewesen.

Wo aber steckte der Geist des Druiden?

Und wie war der Name des Druiden? Nur wenn sie seinen Namen kannte, hatte sie eine echte Chance, ihn vernichten zu können, denn mit dem Namen hatte er auch seine böse Seele versteckt.

Aber mittlerweile konnte der Druide bereits seinen Körper den neuen Körper – in Besitz genommen haben – und über alle Berge sein. Selbst, wenn er hier in London war… London war riesengroß.

Es gab tausende von Verstecken. Und für einen Magier von der Klasse des Schwarzen Druiden noch viel mehr.

»Glaubst du, daß er dich noch immer beobachtet?« fragte Ben überraschend und warf ihr einen Seitenblick zu.

»Ja.«

»Weißt du, ich habe mir das noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Das ist wie bei einem Schach-Spiel. Der Gegner liegt mit ein paar verdammt raffinierten Zügen vorn. Alles, was du in diesem Fall tun kannst, ist, zu verteidigen, zu löschen, wo er Brände legt. Klar?«

»Klar.«

»Es kommt also darauf an, die raffinierten Züge des Gegners wettzumachen, bevor er den König direkt bedroht.«

»Was man jedoch nicht schafft, wenn man hinter den Brandherden her ist und immer nur löscht und verteidigt.«

»Genau.« Er mußte an einer Ampel halten und sah sie wieder an.

Jetzt mit einem wölfischen Lächeln auf dem massigen Gesicht mit den vorquellenden Augen. Ben Murray erinnerte Damona wirklich immer mehr an den verstorbenen Klasse-Schauspieler Edward G.

Robinson.

»Wir müssen ihn bluffen.«
»Das meine ich auch.« Er sah wieder geradeaus. Das Ampellicht sprang von Rot auf Grün. Ben legte den Gang ein, gab Gas und fuhr weiter. Oder ebenfalls zaubern. »So schlecht bist du ja in dem Metier nicht gerade, oder? Als Tochter einer Hexe…«
Auch von der kurzfristigen *Übernahme* durch die Hexenherz-Präsenz Asyhra hatte Damona Ben erzählt. Er maß dieser Aktion der Roten Hexe weit mehr Bedeutung zu als sie. Und mittlerweile dachte auch sie darüber nach. Warum hatte Asyhra sich wieder zurückgezogen? Das war eine wichtige Frage. Sie mußte zusehen, daß sie die Antwort darauf bekam.
Überhaupt schien der ganze Fall bedeutsamer, als es bisher den Anschein hatte. Verflixt, hier ging es wirklich nicht nur um den neuen Körper dieses Schwarzen Druiden – oder um sein Zepter.
Aber um was dann?
Sie sollte es bald erfahren.
Bloß war es dann zu spät…

***

Was war denn nur mit dem Hündchen los?
Das »Hündchen« war ein ausgewachsener Dobermann und zog und zerrte wie verrückt, wobei die Lefzen zu einem drohenden Knurren und Grollen entblößt waren. Francine O'Hara hatte wirklich alle Hände voll zu tun, um mit dem Riesen von einem Hund Schritt halten zu können.
Dabei verrutschte ihr der Schirm, den sie mühsam mit der Linken gehalten hatte. Der Regen sprühte ungehindert in ihr Gesicht.
»Fuß, Tuffy! Fuß!« sagte sie so energisch wie möglich.
Aber Tuffy zerrte weiter. Die Leine spannte sich. Francine O'Hara, ein zierliches Persönchen, klein, schmal, sensibel hatte keine Chance.
Sie war Lehrerin auf dem College von Kingston upon Thames und bei ihren Schülern beliebt, weil sie stets zu allen gerecht war. Die Girls und Boys gehorchten ihr auch ohne den Druck mit stenger Benotung. Aber Tuffy, dieses Riesenvieh, hielt auch von antiautoritärer Erziehung nichts.
Schnüffelnd und hechelnd jagte er vor ihr her, ein Schatten in der Regennacht. Francine O'Hara verwünschte jetzt ihren Entschluß, nach Mitternacht noch mit Tuffy Gassi gegangen zu sein. Er mußte überhaupt kein Geschäftchen verrichten, sondern hatte offenbar eine Witterung aufgenommen, der er unbedingt auf den Grund gehen wollte.
Die Straßen waren leer und ausgestorben und unheimlich. Nebelschleier waberten blauschwarz verfärbt über den Asphalt. Die engen Straßen des malerischen Städtchens lagen jedoch bald hinter

Francine O’Hara. Ein weites Feld erstreckte sich vor ihr. Sie kannte die Gegend. Krähen flogen auf, die im Geäst eines nahen Baumes vor der Nässe Schutz gesucht hatten. Kreischend zogen sie über ihr weite Kreise. Das Gekrächze war bestimmt meilenweit zu hören. Tuffy kläffte. Die Krähen verzogen sich. Der Hund jagte weiter.

»Halt doch endlich, du dummer Kerl!« schimpfte sie. »Ich gehe keinen Schritt weiter!« Sie zerrte an der Leine, stemmte sich mit voller Kraft dagegen. Da warf sich Tuffy zähnefletschend herum – und sprang sie an!

Francine O’Hara schrie gellend und riß die Arme schützend hoch, vors Gesicht. Der Dobermann, den sie als kleinen Welpen geschenkt bekommen und aufgezogen hatte, prallte gegen sie. Francine fiel in den Dreck, hörte es Klatschen und Spritzen und spürte die Nässe.

Der Feldweg war völlig aufgeweicht durch die langen Regengüsse.

Der Dobermann sprang auf sie. Hart stachen seine Pfoten in ihren Leib. Sie war starr vor Entsetzen und erwartete jeden Moment das harte, klackende Zuschnappen der Kiefer zu hören und den jähen, tödlichen Schmerz an der Kehle zu spüren…

Aber nichts dergleichen geschah.

Der Hund drängte sie mit seinem Körper nieder. Und zitterte. Ein mitleiderregendes Winseln drang aus seinem aufklaffenden Rachen, aus dem auch der Geifer troff.

Francine O’Hara begriff jetzt gar nichts mehr. »Was ist denn? Was hast du denn, mein Kleiner?«

Er ließ nicht von ihr ab. Da hörte sie das Flügelschlagen. Über sich.

Aus der Richtung, aus der sie gekommen waren. Von Kingston upon Thames her.

Sie drängte den zitternden, aufgeregten Hund von sich. Er ließ es zu, ohne sich zu wehren. Vorsichtig, nervös richtete sie sich auf. Der Himmel war schwarz wie nasser Samt, Wolken hingen daran, klebten förmlich fest. Aber in der Ferne stachen doch einige Lichtstrahlen durch diese Barrieren. Der Mond hing bereits tief.

Im fahlen Licht dieser Strahlen sah sie die unheimliche Brut!

Nackte Frauen, die von großen, lederähnlichen Schwingen durch die Lüfte getragen wurden!

Und das war nicht alles, was diese Nacht ihr an Grauenvollem präsentierte!

***

Die gespenstische Prozession der fliegenden Frauen schwebte über sie hinweg, ohne sie zu bemerken. Francine O’Hara machte sich ganz klein am Boden, kauerte sich wie ein schutzsuchendes Rehkitz zusammen und atmete nicht. Auch Tuffy war still. Das Tier stand fürchterliche Angst aus, hatte den Schweif eingezogen und bebte, die

Augen weit aufgerissen und glasig.
Deutlich hörte Francine O'Hara das Schlagen der Schwingen. Die vielen anderen unheimlichen Geräusche der Geflügelten. Wortfetzen trieben zu ihr herunter. Lachen. Metall schabte auf Metall.
Dann waren sie vorbei.
Sie flogen auf ein Gelände zu, auf dem Francine O'Hara solche Kreaturen niemals vermutet hätte.
Auf das Gelände des Kernkraftwerkes, das vor eineinhalb Jahren stillgelegt worden war, weil es den Sicherheitsvorschriften nicht genügte.
Francine O'Hara raffte ihren ganzen Mut zusammen. Sie stand auf, zerrte auch Tuffy hoch. Vielleicht hatte er sie vor diesen Unheimlichen retten wollen, als er sie hierher, ins offene Gelände gezerrt hatte. Vielleicht aber war es auch so etwas wie Vorsehung gewesen.
Gott, sie hatte immer gewußt, daß diese Dinger nicht sicher waren.
Konnte es sein, daß wie bei dem Kraftwerk von Harrisburg radioaktive Strahlung ins Freie gelangt war – und so dafür gesorgt hatte, daß sich normale Menschen in solche geflügelten Ungeheuer verwandelt hatten…?
Tuffy wollte jetzt – im Gegensatz zu vorhin – nicht weiter gehen.
Francine stand wie unter Strom. Sie schleifte den Dobermann hinter sich her. Als ihr dies zu schwer wurde, ließ sie ihn einfach los. Er sandte ihr ein klägliches Jaulen hinterher – wie eine Warnung.
Sie hörte nicht darauf.
Sie mußte wissen, was dort los war. Was hatten diese Geflügelten auf dem Gelände des stillgelegten Kraftwerkes zu suchen? Es war bewacht, wußte sie. Zwölf Männer einer Schutztruppe hielten sich Tag und Nacht auf dem Gelände auf, seit vor einem Dreivierteljahr mehrere Demonstrationen hier stattgefunden hatten. Soviel sie wußte, lagerten in den Brennkammern des Hauptkomplexes noch immer radioaktiv strahlende Brennstäbe. Bis heute waren diese nicht weggeschafft worden, was allerdings auch kein Wunder war, denn die Verantwortlichen der Energiegesellschaft sowie die der Regierung wußten nicht wohin mit diesen Abfällen.
Francine O'Hara stolperte querfeldein. Der Acker war bereits umgepflügt, die großen Schollen dufteten würzig nach Erdreich und Nässe. Das Getreide, das hier jedoch angebaut wurde, durfte nicht verkauft werden. Der Bauer lieferte es regelmäßig bei einem regierungseigenen Betrieb ab, wo es auf radioaktive Rückstände untersucht wurde. Diese Rückstände fanden sich noch immer, obwohl das Werk hier bereits seit Jahren nicht mehr produzierte…
An dem hohen, vor Nässe schillernden Zaun, der das weite Gelände umgab, blieb Francine O'Hara stehen, die Hände in die engen Maschen verkrallt. Sie schaute auf die schwarzen, bedrohlichen

Schemen der Kühltürme hinüber. Futuristisch und gefährlich sahen die wuchtigen, gewölbten Bauten aus. Dort verschwanden die geflügelten Frauen.

Silberhell strahlte dort plötzlich eine Explosion auf!

Silberhell war auch das Gespinst, das sich am Himmel abzeichnete, nachdem die Druckwelle über das Land gebraust war. Ein Gespinst, in dem sich ein riesenhafter Körper zeigte!

Verkrüppelt, bizarr, um sich schlagend, fiel dieser Körper der Erde entgegen. Ein fürchterlicher Schrei gellte, kreischte in irrsinnige Höhen und verklang. Aus dem Riesen wurde ein normaler Mensch, verkohlt, schwarz – ein Schatten…

Große Augen leuchteten auf. Francine O'Hara sah sie ganz deutlich. Wie Katzenaugen schimmerten sie in der Nacht. Und waren verschwunden.

Ein Gegenstand – halb Zepter, halb Speer, aus einem Material gemacht, das schwärzer war als diese Nacht – wirbelte hinter dem bedauernswerten Menschen her.

Und verschwand.

Dort, wo das helle Leuchten am Himmel gestanden war, war jetzt wieder nichts als Nacht und Regen. Die Visionen – falls es nur Visionen gewesen waren gab es nicht mehr. Francine O'Hara aber hatte genug gesehen. Sie stieß sich ab, kreiselte herum und hetzte davon, als wären tausend blutrünstige Teufel hinter ihr her.

Sie wünschte sich, daß alles, was sie gerade erlebt hatte, nur ein grausiger Alptraum war. Daß sie gleich erwachte.

Aber zugleich wußte sie, daß sie hellwach war und bestimmt nicht träumte. Sie wußte, was sie jetzt tun mußte!

***

Erschrocken zuckte Patrick Webster zusammen, als der Körper leblos zu Boden klatschte.

Sein Gott hatte ihn auf dieses Ereignis vorbereitet, aber er war dennoch zusammengezuckt und hatte die MPi hochgerissen, den Finger fest um den Abzug gelegt und bereit, unverzüglich abzudrücken.

Das Leuchten, das von der Kristallkugel auf dem Heiligtum ausstrahlte, war so intensiv, daß es keinen Winkel, keinen Spalt in dem hohen Raum mit den Metallwänden gab, die nicht völlig ausgeleuchtet gewesen wäre. Das war auch gut so, denn heute war die Nacht der Nächte, heute würde er die Fleischwerdung seines Gottes erleben.

Verächtlich ließ Patrick Webster seinen aufmerksamen Blick schweifen. Auch die anderen Wächter des Kraftwerkes Kingston IV hatten sich im Heiligen Raum versammelt. Ihre Gesichter wirkten wie

gefroren – andächtig und konzentriert. Sie alle hielten ihre Waffen in den Händen.

Der leblose Körper, der aus dem Nichts materialisiert war, niedergefallen war, gehörte dem Geist des schwarzen Druiden, ihrem Gott. Er hatte es ihnen gesagt.

»Es ist so weit!« tönte die mächtige Stimme des Gottes durch den hohen Saal, hallte gewaltig und laut und ließ Patrick Webster schier in den Grundfesten seines Verstanden erschaudern.

Das Glühen der Kugel wurde zu einem Lodern. Flammen stachen daraus empor. Webster schloß seine Augen nicht. Die Kugel verwandelte sich. Ein Stöhnen brach los, dann überzog ein schleimiger Film die Kugel, die eigenartigen Zeichen darauf wurden weggetüncht, die Kristallkugel begann zu pulsieren!

Schlagartig verschwand das Leuchten.

Dort, wo die Kugel liegen mußte, sah Patrick Webster jetzt nur einen kopfgroßen Gegenstand. Einen lebenden, immer noch pulsierenden und zuckenden Gegenstand – wie ein übergroßes menschliches Herz.

Der Gegenstand geriet in Bewegung. Rollte über den schwarzen Samt. Und klatschte zu Boden.

Dort bewegte sich der leblose Körper. Zuckend scharrten die Hände über den glatten Boden.

»Roger Ayscomb!« tönte die Stimme des Druidengeistes abermals auf.

»Erwache von den Toten! Ich befehle es dir! Steh auf und nimm mich auf in dich! Ich gebe dir die Kraft dazu – ein lebender unter den lebenden Toten zu sein!«

»Ja, Herr!« stöhnte Robert Ayscomb.

Blutleer war sein Gesicht. Patrick Webster sah deutlich die Große, blutige Wunde in seiner Brust. Unmöglich, daß dieser Mann noch leben konnte.

Und doch richtete er sich mit ungelenken Bewegungen auf. Seine Augen waren tot und starr. Der zu Boden geklatschte Gegenstand glühte wieder auf. Düsternis wich. Zaghaft und fahl war dieses Mal das Leuchten.

Roger Ayscomb stakste auf den Gegenstand zu. Patrick Webster starrte hin, saugte jeden Moment des unheimlichen Geschehens in sich auf.

Der Untote beugte sich vornüber. Seine Hände ergriffen den runden, schleimüberzogenen, pulsierenden, schauerlichen Gegenstand, führten ihn an den Mund…

»Was man ißt, das *ist* man!« gellte die triumphierende Stimme des Druidengeistes auf. »Du wirst ich sein, und ich werde du sein, so ist es bestimmt!«

Roger Ayscomb gehorchte. Sein toter Körper stand unter einem unheiligen Bann – der Druidenzauber kontrollierte und lenkte ihn.

Jetzt sah Patrick Webster den runden, zuckenden Gegenstand genau!
Es war ein Kopf mit einem unbeschreiblich grauenvollen Gesicht, das wie aus Gallerte geformt wirkte.
Gleich einem Raubtier schlang Roger Ayscomb diese fürchterliche Masse in sich hinein, grollte und knurrte dabei wie ein Wolf und seine Augen erwachten zu einem dämonischen Leben!
Patrick Webster fühlte sich wie festgenagelt. Er begriff, was da vor sich ging, hatte für Sekunden auch seinen Versand klar und frei beieinander… Dann war es wieder vorbei. Er war wieder ein Sklave des grausamen Druiden.
Eines Wesens, das bereits seit Jahrhunderten lebte – und jetzt endlich wieder frei war und einen Körper besaß!

***

Ein hämisches Lachen grollte über die Lippen des Schwarzen Druiden!
Er breitete sich in dem menschlichen Körper aus, sorgte dafür, daß die schwarz verkohlte Haut sich straffte, daß dämonisches Leben ihn durchpulste. Langsam wandte er sich seinen Getreuen zu. Die zwölf Männer standen im Halbkreis vor ihm, Angst und Grauen zeichneten ihre Gesichter – dann nur wieder hündische Ergebenheit, als er seinen Zauberbann auf sie erneuerte.
»Ich brauche euch noch«, sagte er grausam. »Bald… Sehr bald!«
Er war frei! Jetzt kam der zweite Teil seines Planes an die Reihe.
Und die Einlösung eines Versprechens.
Er würde Damona King vernichten und Asyhra, die Hexenherz-Präsenz, befreien.
Er wandte sich den zwölf Männern zu, zapfte die böse Energie des Kraftwerkes an, dann die Lebensenergie seiner Sklaven – und ließ seine Zaubermächte eine gigantische Vision erschaffen…
Eine Vision von durch die Nacht fliegenden Höllenengeln, von einer silberhellen Explosion, von Roger Ayscombs Abbild – sowie dem des Zepter-Speeres.
Der Schwarze Druide wußte, daß dies alles gesehen werden würde. Auch dafür hatte sein Zauber gesorgt. Er wußte, daß Francine O'Hara da war, und das war gut so.
Die zwölf Männer veränderten sich.
Zuerst die Gesichter. Sie fielen ein, als wäre das Fleisch zu Staub geworden. Scharf stachen die Wangenknochen durch die Haut.
Dann runzelte sich diese Haut zusammen, wurde stumpf und grau.
Die Augen rückten tief in die Höhlen zurück und bekamen einen fiebrigen Glanz.
Je länger der Schwarze Druide seinen Zauber aufrecht hielt, desto mehr verfielen die zwölf Männer.

Sie wurden zu Greisen.
Doch sie starben nicht.
Der Schwarze Druide ließ die Vision verblassen. Er fühlte, wußte, daß Francine O'Hara alles gesehen hatte und jetzt unterwegs war, um Scotland Yard zu benachrichtigen.
»Damona King, ich erwarte dich«, murmelte er. »Ich erwarte dich sehnsüchtig!« Kichernd wandte er sich um und kehrte zu dem Altar zurück, der mit schwarzem Samt überzogen war.
Und er wartete ab.
Die Zeit verging.
Er nutzte sie, um noch einige sehr notwendige Vorbereitungen zu treffen.
Zweimal war Damona King dem Tod entgangen. Das war so ganz in seinem Sinne gewesen. Er hatte sie quälen wollen – und das wollte er auch jetzt noch immer.
Seine neue Idee, wie er diese Qual ins Unermeßliche steigern konnte, bevor er die Tochter der Hexe schließlich vernichtete, gefiel ihm besonders gut.
Er rieb sich die Hände und kicherte irr. Die Rückkehr in das reale Leben war so einfach gewesen – so alltäglich. Der Spaß, den er sich mit Damona King erlaubte, entschädigte ihn dafür aber um ein Vielfaches.
Nein, er war nicht enttäuscht, daß seine Rückkehr so ganz und gar beiläufig vollzogen worden war.
Er war mächtig. Seine Zauberkräfte hatten ihm diese problemlose Rückkehr ermöglicht.
Jetzt würden sie Damona King im Moment ihres großen Triumphs das Grauen bringen – und dann den Tod…
Die Zeit verging.
Sein Opfer kam…

***

»Ben, ich brauche fünf Minuten.«
»Das schaffe ich«, nickte er brummig. »Bin ja bestens ausstaffiert.«
Und damit deutete er auf Damona Kings Ebenbild, das neben ihm saß. Es war eine Vision, die sie mit ihren Hexenkräften geschaffen hatte.
»Gut.«
Sie schwang sich aus dem Hubschrauber und stieß sich ab. Bens Hals- und Beinbruch hörte sie schon nicht mehr. Der Hubschrauber ratterte über ihr weg und weiter, auf das Gelände des Kernkraftwerkes von Kingston zu. Damona ließ sich noch immer fallen. Die Nachtluft fauchte an ihr vorbei. Dann zog sie die Reißleine des Fallschirmes. Der Tarnzauber, den sie vorhin um sich herum manifestiert hatte, wirkte

noch immer. Wenn sie der Druidengeist immer noch bespitzelte, so mußte er jetzt auf der falschen Fährte sein und sie bei Ben Murray im Hubschrauber vermuten.

Ihre magische Doppelgängerin dachte, fühlte – war schlicht perfekt.

Der Aufprall.

Geschmeidig federte Damona ab, rollte über die Schultern und zog den sich aufbauschenden Fallschirm hinter sich her. Eineinhalb Minuten brauchte sie, bis sie aus den Gurten und auf halbem Weg zum Hauptreaktor und den daran anschließenden Gebäuden des Kraftwerkskomplexes war.

Die Hexenherz-Präsenz meldete sich flüsternd und hämisch zu Wort: »Du glaubst mir also endlich. Ich habe dir gleich gesagt, daß der Druide hier steckt. Aber du wolltest ja nicht auf mich hören.«

Das stimmte. Unterwegs, nach Mayfair, zu Mrs. Sheffielt-Rouven, hatte sich Asyhra mehrmals gemeldet und behauptet, zu wissen, wo sich der Druidengeist verborgen hielt. – Nämlich in einer der zentralen Brennkammern des Kernkraftwerkes Kingston IV bei Kingston upon Thames. Sie hatte das nicht ernst genommen, denn sie wußte nur zu genau, daß die Hexenherz-Präsenz ihre erbitterte Feindin war.

Dann aber war der Anruf aus der Yard-Zentrale gekommen. Eine Lehrerin namens Francine O'Hara hatte geflügelte Frauen und eigenartige Leuchterscheinungen gesehen – unter anderem auch eine Art schwarzes Zepter, das in einer Speerform geendet hatte.

Vielleicht war es eine Falle. Vielleicht aber auch nicht.

Damona war jedenfalls auf der Hut.

Jetzt war sie hier. Ben, der nach Erhalt des Anrufs sofort den Hubschrauber organisiert hatte, sorgte für die nötige Ablenkung. Er ließ die Libelle über den entgegengesetzten Teil des Geländes schwirren.

Am fernen Horizont, im Osten, zeichnete sich ein erster heller Schimmer des beginnenden neuen Tages ab. Der Nebel wurde dichter und stieg auf.

Damona hatte das Hauptgebäude erreicht.

Die Tür knackte sie in Sekundenschnelle. Dann huschte sie hinein.

Im Laufen zog sie die Luger aus der Schulterhalfter, entsicherte die Waffe und angelte mit der Linken zwei Ninja-Nebelgranaten aus der Jackentasche.

Wie ein schwarzer Schatten geisterte sie im Dunkeln durch das Gebäude. Sie wußte, wohin sie sich zu halten hatte. Erst vor kurzem hatte sie aufmerksam mehrere Zeitungsberichte über dieses Kraftwerk gelesen. Damals war es um die Demonstration wegen der immer noch hier, gelagerten Brennstäbe gegangen. Eine Schemazeichnung hatte den sehr detaillierten Bericht ergänzt.

Eine Treppe hinauf.

Über einen langen Flur in den Kühlturm des Reaktors.
Insgeheim war sie über die Raffinesse des Dämons verbittert. Wer hätte ihn in solch einem Versteck vermutet?
Einen Herzschlag später hatte sie keine Zeit mehr, zu denken, sie mußte handeln – und um ihr Leben kämpfen.
Zwei, drei, vier Schatten stürzten hinter einer lautlos aufschwingenden Panzerschottür hervor, sahen sie, schrien – und eröffneten sofort das Feuer!

***

Die Ninja-Nebelgranate zerplatzte, eine graue Nebelwand puffte hoch. Damona rollte ab, während ein Dutzend Geschosse wie Hornissen über den Betonfußboden fetzten und Funken schlugen und sirrend davonjaulten. Sie zog blind durch, hörte einen Schmerzensschrei, einen dumpfen Fall, dann Schritte.
Der letzte Kampf hatte begonnen.
Sie stürmte das Kraftwerk und dabei wußte sie genau, daß sie kaum eine Chance hatte. Wie sollte sie sich gegen die radioaktive Strahlung, die noch immer in der Brennkammer von Kingston IV vorherrschte, schützen? Wenn sie den Dämonischen richtig einschätzte, dann hielt er sich nämlich exakt dort auf, wo die Strahlung am härtesten und für normales menschliches Leben am tödlichsten war!
Sie wälzte ab, riß sich hoch. Die drei Schatten waren getäuscht. Sie feuerten noch immer dorthin, wo die Nebelwand stand. Damona tauchte seitlich daraus hervor, ein schwarzer Engel, blitzschnell und tödlich. Die Luger ruckte in ihrer Rechten, spie Feuerstrahlen und silbernen Tod. Die drei Schatten zuckten, wurden zurückgestoßen, fielen. Fünf, sechs, wilde Sätze trugen Damona an das Schott.
Dahinter glühte es grell.
Acht Schatten kletterten eine Steigleiter empor. Ihre Gesichter sahen schrecklich aus. Sie waren Greise – und zudem von den grausigen Auswirkungen der radioaktiven Strahlung gezeichnet! Beulen und Knollen verzerrten ihren Körper, ihre Arme und Hände.
Sie feuerten sofort.
Damona schoß aus Reflex zurück. Der oberste auf der Leiter fiel kreischend zurück, riß drei andere mit sich, klammerte sich fest.
»Willkommen, Damona King! Willkommen!« gellte eine kreischende Stimme durch den hohen Raum.
Damona wich seitwärts aus. Kugeln sirrten.
Sie starrte in die Schwärze hinunter. Die Steigleiter führte gut hundertfünfzig Yards abwärts. Dort unten flackerte etwas… Doch nur kurz. Dann war es dunkel. Damona zündete die Magnesiumfackel an, schleuderte sie. Die zweite, die dritte. Die vierte bekam sie nicht mehr aus dem Köcher, den sie über ihren Rücken gegürtet trug.

Ein schwarzer Blitz spaltete die Finsternis, verästelte sich und raste leuchtend und lodernd wie ein Kometenstrahl heran! Damona wich aus.

»Ja, lauf nur, verdammte Hexe! Lauf, es wird dir nichts nutzen!«

Der Blitzstrahl traf! Die Stahlwand platzte auf, warf Blasen, zerschmolz.

Damona fuhr herum, drückte ab. Dreimal jagte sie die Silbergeschosse aus dem Lauf, in das schwarze Gluten hinein. Es zerfaserte – jedoch nur, um sich an anderer Stelle unverzüglich neu zu bilden!

»Dieses Mal hast du mich geblufft, zugegeben. Ich habe dich noch oben, in diesem fliegenden Gerät, gewähnt. Doch meine Überraschung währt niemals lange! Ich bin der Schwarze Druide! Auch mit dem Schlimmsten habe ich gerechnet – daß du hier nämlich ganz überraschend auftauchst! – Du solltest hierher kommen, denn hier wirst du deinem Schicksal begegnen!«

Damona rannte, hielt sich in Bewegung, wich den züngelnden, schwarzen Blitzen aus, war schnell wie der Teufel, aber diese Schnelligkeit, dieses ständige Ausweichen konnte sie unmöglich lange beibehalten.

Der nächste Strahl traf, schleuderte sie zurück, ließ sie auf den Boden krachen. Die Luger schlingerte über den Betonboden davon.

Der Druide, der sich noch immer nicht zeigte, lachte.

»Was – was für ein Schicksal?« keuchte Damona.

Weißt du das nicht? giftete Asyhra, die Hexen-Präsenz in ihr.

Stille.

Damona hörte ihr eigenes lautes Atmen.

Ein weiterer Schlag traf sie. Grelle Schmerzen stachen in sie hinein, wühlten, rissen, zerrten…

»Mit magischer Kraft hat sich dieses steinerne Hexenherz in deine Brust gesenkt, Damona King«, dröhnte die Stimme des Druiden.

»Mit magischer Kraft wird es daraus befreit…«

… allerdings mit dem kleinen Unterschied, daß die Wunde sich dieses Mal nicht mehr von allein schließt! fauchte Asyhras Gedankenstimme.

»Du hast es gehört, Damona King!« bekräftigte der Schwarze Druide.

Damona spürte die klebrige Feuchtigkeit an ihrer Brust und wußte Bescheid. Blut war es. Das Hexenherz…

»Und jetzt – lauf weiter… Denn noch hast du schließlich eine Chance. Ich habe das steinerne Hexenherz aus deiner Brust gestohlen, Damona King. Aber die Wunde ist nicht tödlich. Noch nicht. Du hast noch genau sieben Stunden zu leben … Vorausgesetzt, du überlebst das Inferno, das ich jetzt und hier entfesseln werde!«

Sie war bereits auf den Füßen, fühlte sich unheimlich schwach, leer, wie ausgebrannt. Ihr Herz – ihr menschliches Herz – hämmerte. Dort,

wo das steinerne Hexenherz gesessen war, breitete sich frostige Kälte aus, die sie zu lähmen versuchte.

»Was für ein Inferno?«

»In genau sieben Minuten wird dieses Kraftwerk in die Luft fliegen! – Hast du gehört, Damona King? Es ist aus – aus und vorbei.«

Kichern. Lachen, in das sich Ashyras kreischende Stimme mischte.

FREI! F-R-E-I! gellte diese Stimme immer wieder in einem jaulenden Mißton.

»Werte es als einen Akt der Gnade, daß ich dich nicht an deiner Wunde sterben lasse, sondern auf diese Art und Weise… Oder ziehst du die andere Art zu sterben vor? – Dann mußt du dich jetzt beeilen. Höllisch beeilen.«

»Du wirst auch sterben!«

»Ach ja, glaubst du das wirklich? Glaubst du, daß Geister an Explosionen wie einer solchen sterben?«

Nein, sie glaubte es nicht.

»Dein neuer Körper…«, gab sie einen Schuß ins Blaue ab.

»Oh, nachdem ich jetzt aus diesem verdammten Zeitgrab befreit bin, kann ich mir den Luxus leisten, diesen meinen neugewonnenen Körper zu opfern. Ich kann mir jederzeit einen anderen besorgen. Und in der Tat ist mein Zepter-Speer bereits fündig geworden… Mit meinem neuen Körper werde ich meinen restlichen Plan in die Tat umsetzen. Die ersten beiden Punkte sind erledigt: Ich bin frei, du bist vernichtet. Jetzt sollen meine ehemaligen Schutzherren ebenfalls in den Genuß der Freiheit kommen!«

»Deine Schutzherren…«, echote Damona, wollte das Gespräch in Gang halten, weil sie so vielleicht irgendwie Zeit schinden konnte, vielleicht doch noch eine Schwäche des Druiden fand und zuschlagen konnte …

»Ja, meine Schutzherren! Uralt, wie auch ich. Uralt und mächtig und von dir in solch unwürdige Kreaturen verbannt…«

»Du – du meinst die Blutgötter!«

»Ja, – die Blutgötter! Die BLUTGÖTTER! Ich werde sie aus ihren menschlichen Verliesen befreien!«

Sie hörte nicht mehr zu, sondern warf sich herum und hetzte los.

Es war aussichtslos, aber sie versuchte es. Die Bilder vom Kampf gegen die Blutgötter geisterten dabei durch ihren Sinn[2] – der harte Sieg, der Triumph über das Böse…

Und jetzt sollten diese grausamen alten Götter wieder befreit werden?

Nein! Nein! Nein! Es *mußte* einen Ausweg geben, es hatte bisher noch immer einen gegeben.

Sie rannte, wie sie noch nie in ihrem Leben gerannt war, und das Blut – ihr Blut! – pumpte aus der Brustwunde, durchtränkte ihre Bluse,

den Pulli und sickerte über den Bauch. Ihre Schritte hämmerten über den Korridorboden. Ihr Atem jagte.

Mein Gott! Sekunden – Minuten vergingen.

Ein dumpfes Grollen wurde hinter ihr in der Tiefe laut. Der Druidenzauber manifestierte sich, entfesselte das Inferno… Ein Inferno, das tausendfachen Tod über die Menschen bringen würde. Radioaktives Chaos sollte meilenweit im Umkreis niederregnen und Tod und Verderben säen.

Dieses Mal hatte sie zum dritten Mal an diesem Abend gegen den Schwarzen Druiden den kürzeren gezogen. Ja, sie hatte auf der ganzen Linie verloren. Es war der schwärzeste Tag in ihrem Leben.

Damona rannte, rannte, rannte…

Aber die Zeit war schneller. Viel schneller.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Damona King Nr. 94 »Brutstätte des Bösen«

[2]Siehe Damona King Nr. 78 »Das Ende der Blutgötter«